Aus dem Mittelalter

Nicht im Buchhandel
Liebesgabe für deutsche Kriegsgefangene

Bern
Verlag der Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene

Zu Weihnachten 1918
gestiftet
von der
Aktiengesellschaft für Feinmechanik
vormals Jetter und Scherer in Tuttlingen
und von den
Herren Pick und Cie., Bankgeschäft,
in Stuttgart

Gedruckt bei Stämpfli & Cie., Bern

Bücherei für deutsche Kriegs-
gefangene, herausgegeben von
H. Hesse und R. Woltereck

Neunzehntes Bändchen

Inhalt

Geleitwort

Diese Geschichten, an denen unsere Vorväter einst ihre Freude fanden, stammen aus dem spätern Mittelalter. Die ersten sechs Erzählungen unseres Buches sind aus dem Lieblingsbuch des Mittelalters genommen, das in lateinischer Sprache über ganz Europa verbreitet und das richtige, beliebteste Geschichtenbuch und Schatzkästlein jener Jahrhunderte war. Es hieß „Gesta Romanorum".

Die übrigen Erzählungen (Helmbrecht und die folgenden) sind nicht aus dem Lateinischen übersetzt, sondern sind von dem Dichter Leo Greiner in unsern Tagen nach den alten deutschen Vers-Erzählungen bearbeitet worden.

Unsere Quellen sind:

Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des Mittelalters. Neue Ausgabe des Inselverlags in Leipzig, und

Das kleine alte Novellenbuch, von Leo Greiner. Verlag Erich Reiß in Berlin.

Wir empfehlen diese Erzählungen den Lesern nicht als historische Merkwürdigkeiten, sondern im Gegenteil als frische, noch sehr lebendige, zum Teil höchst kunstvolle Gebilde einer prächtigen Erzählungskunst. Das Gewand ist alt, der Inhalt ist nicht alt und nicht neu, sondern zeitlos und immer unserer neuen Teilnahme wert wie alles Menschliche.

Der Krieger Julianus.

Es war einst ein Krieger, Julianus genannt, der, ohne es zu wissen, seine beiden Eltern tötete. Denn als dieser edle junge Mann an einem gewissen Tage der Jagd pflegte und einen aufgespürten Hirsch verfolgte, wendete derselbe sich plötzlich nach ihm um und sprach: „Du, der du mich verfolgst, wirst der Mörder deines Vaters und deiner Mutter sein!“ Als jener das gehört hatte, fürchtete er sich sehr, daß ihm das begegnen möchte, was er von dem Hirsche vernommen hatte. Er verließ deshalb alle, ging hinweg und kam in eine weit entfernte Gegend und schloß sich da an einen gewissen Fürsten an. Hier benahm er sich denn auch so wacker im Felde und im Palaste, daß ihn der Fürst zu einem Kriegsobersten machte, ihm die Witwe eines Kastellans zur Ehe gab und er somit ihr Schloß als Mitgift empfing. Die Eltern Julianus aber, die wegen des Verlustes ihres Sohnes in großer Trauer allwegen sich herumtrieben und aufs eifrigste ihren Sohn suchten, gelangten endlich an das Schloß, wo Julianus war. Als nun die Gemahlin Julianus sie erblickt und, weil jener nicht zu Hause war, sie befragt hatte, wer sie wären, und jene alles, was ihrem Sohne begegnet war, erzählt hatten, so merkte sie, daß diese die Eltern ihres Mannes sein müßten, insofern sie diese Dinge oft schon von ihrem Manne gehört hatte. Also nahm sie dieselben freundlich auf, und aus Liebe zu ihrem Manne überließ sie ihnen ihr eignes Bett und ließ für sich selbst an einem andern Orte eins zu-

rechtmachen. Am frühen Morgen aber ging die Kastellanin zur Kirche, und siehe da, auch Julianus kam früh in ihr Schlafzimmer, um seine Frau zu wecken, und als er bei seinem Eintreten zwei Personen beieinander liegen fand, vermutete er, es müsse seine Frau mit ihrem Buhlen sein, zog stillschweigend sein Schwert und durchbohrte beide zugleich. Da er aber vor das Haus trat, sah er seine Frau aus der Kirche kommen, wunderte sich sehr und fragte sie, wer die wären, welche in ihrem Bette schliefen. Jene aber sprach: „Es sind Eure Eltern, welche Euch so lange gesucht haben; diese habe ich in unser Schlafzimmer gebettet.“ Als er das hörte, fiel er beinahe tot vor Schrecken zur Erde nieder und fing an bitterlich zu weinen und zu sagen: „Weh mir Elendem, was soll ich machen, der ich meine teuern Eltern getötet habe? Und siehe, so erfüllt sich das Wort des Hirsches; ich wollte ihm entgehen, und gerade so habe ich Unglücklicher es wahr gemacht. Lebe jetzt wohl, süße Schwester, denn fürder will ich nicht ruhen, bis ich weiß, ob Gott meine Reue angenommen hat!“ Sie aber sprach zu ihm: „Liebster Bruder, es sei ferne, daß du mich verlässest und ohne mich wegziehest, sondern da ich teil an deinen Freuden gehabt habe, will ich auch Anteil an deinen Schmerzen haben.“ Hierauf begaben sie sich zusammen hinweg an einen großen Strom, wo viele Personen in Lebensgefahr zu kommen pflegten, und erbauten da ein großes Hospiz, auf daß sie dort Buße täten und alle, die es wollten, unverzüglich über den Fluß setzten und alle Armen in ihrem Hospiz aufnähmen. Nach langer Zeit aber, als einst um Mitternacht Julianus ermüdet eingeschlafen und gerade eine grimmige Kälte war, vernahm er eine kläglich schreiende Stimme, welche ihn mit traurigem Tone anflehte, sie herüber zu holen. Als er das gehört hatte, stand er alsbald auf, fand einen Menschen, der fast schon vor Kälte erstarrt war, trug ihn in sein Haus, machte ein Feuer an und suchte

ihn zu erwärmen; allein er konnte durchaus nicht warm werden, und weil Julianus fürchtete, er möchte ihm unter den Händen sterben, so trug er ihn in sein Bett und deckte ihn fleißig zu. Nach kurzer Zeit aber stieg der, welcher ihm erst krank und aussätzig erschienen war, von glänzendem Licht umgeben zum Himmel auf und sprach also zu seinem Wirte: „Juliane, der Herr hat mich zu dir gesendet und mir aufgetragen, dir kundzutun, daß er deine Buße angenommen hat und ihr beide in kurzem im Herrn entschlafen werdet." Bei diesen Worten verschwand er, und Julianus mit seiner Gattin, reich an guten Werken und Mildtätigkeit, entschlief nach wenig Zeit in dem Herrn.

Der Schuß auf den Leichnam.

Es lebte einst ein sehr edler König, weise und reich, der eine ihm sehr teure Gattin hatte, die der ihm schuldigen Liebe uneingedenk drei Söhne außerhalb ihrer Ehe gebar, die beständig aufrührerisch gegen den König und demselben in nichts ähnlich waren. Nachher aber empfing sie aus dem Samen des Königs einen vierten Sohn, gebar und säugte ihn. Nun begab es sich aber, daß, als der Kreislauf seiner Tage geschlossen war, der König starb und sein königlicher Leib in einem Sarge verschlossen wurde. Da fingen nun nach seinem Tode die vier obengenannten Söhne an, um die Oberherrschaft im Reiche zu streiten. Endlich kamen sie darin miteinander überein: sie wollten zu einem alten Krieger, der vormals Geheimschreiber des verstorbenen Königs gewesen war, gehen und sich einfach auf seine Entscheidung verlassen — und also geschah es. Als nun aber der Krieger sie geduldig angehört hatte, sprach er: „Höret meinen Rat! und wenn ihr denselben werdet befolgt haben, wird alles gut sein. Es ist aber ersprießlich für euch, daß ihr den Leichnam des seligen Königs aus seinem Sarge herausnehmt und dann ein jeder von euch seinen Bogen und Pfeil in Bereitschaft hält; wer nun am tiefsten in den Leichnam hineinschießen wird, der soll sein Reich erhalten.“ Dieser Rat gefiel ihnen, sie gruben den Leichnam aus seinem Ruheplatz aus und befestigten ihn an einem Baume. Der erste aber, welcher seinen Pfeil abschoß, verwundete die rechte Hand des

Königs, weshalb man ihn beinahe schon zum alleinigen Erben und Herrn des Reichs ausrief. Der zweite aber schoß seinen Pfeil gewissermaßen voller Fröhlichkeit näher in das Gesicht hinein, woher er sich den Sieg mit größerer Gewißheit zuschrieb. Der dritte aber durchbohrte das Herz desselben und meinte nun, er werde vor seinen andern Brüdern auf das sicherste die Herrschaft ohne Widerstreit in Besitz nehmen können. Als nun aber der vierte zu dem Leichnam hintrat, seufzte er schwer und sprach mit kläglicher Stimme: „Weh mir, mein Vater, daß ich deinen Leichnam von deinen eignen Söhnen verwundet sehen muß; fern sei es von mir, daß ich nach dem Leibe meines Vaters, sei er nun lebendig oder tot, jemals schießen sollte." Als er so gesprochen hatte, da hoben ihn die Fürsten des Landes und das ganze Volk miteinander auf ihre Schultern und setzten ihn als den wahren Erben und Herrn des Reiches auf den Thron seines Vaters; die andern drei aber wurden aller ihrer Würden und Reichtümer beraubt und aus dem Lande gejagt.

Der Schmied Focus.

Titus herrschte im römischen Reiche und gab ein Gesetz, daß der Geburtstag seines Erstgeborenen von allen heilig gehalten werden sollte und daß, wer diesen Ehrentag seines Sohnes durch eine niedrige Arbeit beflecken würde, des Todes sterben müßte. Als er dieses Gesetz hatte bekanntmachen lassen, rief er seinen Meister Virgilius zu sich und sprach: „Mein Lieber, ich habe zwar ein solches Gesetz gegeben, allein demohngeachtet können doch oft im geheimen Vergehen begangen werden, zu deren Kenntnis ich nicht gelangen kann. Wir bitten dich also, daß du vermöge deiner Weisheit ein Mittel findest, durch welches ich diejenigen erkennen kann, welche gegen das Gesetz fehlen.“ Jener aber sprach: „Herr, dein Wille geschehe.“ Alsbald ließ Virgilius mitten in der Stadt durch seine Zauberkünste eine Bildsäule entstehen, welche dem Kaiser alle an jenem Tage heimlich begangenen Sünden sehen ließ, und also wurden auf die Anklage dieses Standbildes unendlich viele Menschen verurteilt. Nun gab es aber in der Stadt einen gewissen Handwerksmann, namens Focus, der an jenem Tage wie an den übrigen arbeitete. Als er aber einstmals auf seinem Lager hingestreckt lag, dachte er bei sich darüber nach, wie so viele Menschen durch die Anklage jener Bildsäule ums Leben kämen. Frühe nun stand er auf und begab sich zur Bildsäule und sprach also zu ihr: „O, du Bildsäule du, viele Menschen werden auf deine Anklage hingerichtet! Ich gelobe aber meinem Gott,

daß, so du mich verklagen wirst, ich dein Haupt zerbrechen werde!" Als er so gesprochen hatte, machte er sich wieder nach seinem Hause auf den Weg. In der ersten Stunde aber schickte der Kaiser nach seiner Gewohnheit seine Boten zu der Bildsäule, um sie zu befragen, ob jemand gegen das Gesetz getan hätte. Wie die aber zu der Bildsäule gekommen waren und ihr den Willen des Kaisers hinterbracht hatten, sprach diese: „Ihr lieben Leute, hebet eure Augen auf und sehet, was auf meiner Stirne geschrieben steht." Wie jene aber ihre Augen in die Höhe erhoben hatten, erblickten sie auf ihrer Stirne ganz deutlich folgende drei Sätze: Die Zeiten ändern sich; die Menschen werden immer schlimmer; wer die Wahrheit sagen wird, wird seinen Kopf gebrochen sehen. „Gehet hin und meldet eurem Herrn, was ihr gesehen und gelesen habt." Also machten sich die Boten auf und hinterbrachten ihrem Herrn alles. Als das der Herr gehört hatte, gebot er seinen Soldaten, sich zu waffnen und nach der Bildsäule zu gehen, und so gegen sein Geheiß irgend jemand etwas wider dieselbe vornähme, sollten sie ihn gefesselt an Händen und Füßen vor ihn führen. Die Soldaten begaben sich also zu jener Bildsäule und sprachen zu ihr: „Es gefällt dem Kaiser also, daß du ihm diejenigen anzeigst, welche gegen das Gesetz getan haben und so, auch wer die waren, welche dich bedrohten." Da sprach die Bildsäule: „Holet den Schmied Focus, denn dieser sündigt nicht allein alle Tage wider das Gesetz, sondern hat gegen mich auch Drohungen ausgestoßen!" Da ergriffen ihn jene und führten ihn vor den Kaiser. Da sprach dieser zu ihm: „Mein Lieber, was ist es, was ich von dir höre? Warum verletzest du denn das gegebene Gesetz?" Jener aber versetzte: „Herr, ich kann das Gebot nicht halten, denn ich brauche jeden Tag acht Denare, und ohne zu arbeiten, kann ich selbige nicht verdienen." Da versetzte der Kaiser: „Und weshalb acht Denare?" Der aber sprach: „Ich bin gehalten,

jeden Tag im Jahre zwei Denare zu bezahlen, die ich in meiner Jugend geliehen habe; zwei verleihe ich, zwei verliere ich und zwei gebe ich aus.“ Da sagte der Kaiser: „Du mußt dich hierüber deutlicher gegen mich aussprechen.“ Darauf versetzte der Schmied: „Zwei Denare muß ich jeden Tag meinem Vater auszahlen, weil derselbe, da ich noch ein kleiner Knabe war, jeden Tag zwei Denare für mich ausgegeben hat. Nun befindet sich mein Vater jetzt in Dürftigkeit, also befiehlt mir meine Vernunft, daß ich ihm alle Tage zwei Denare gebe. Zwei andere Denare leihe ich meinem Sohne, der jetzt noch in der Lehre ist, auf daß, wenn es mir geschieht, daß ich in Armut gerate, er mir einst jene zwei Denare wiedergeben kann, wie ich es jetzt mit meinem Vater mache. Zwei andere Denare bezahle ich jeden Tag für meine Frau. Da diese mir aber entgegen, eigenwillig und hinterlistig ist, so verliere ich aus diesen drei Gründen alles, was ich ihr gebe. Zwei andere Denare endlich gebe ich für mich selbst in Speisen und Getränken aus. Leichter kann ich also auf gute Weise durchaus nicht durchkommen und ebensowenig diese Denare ohne beständige Anstrengung erhalten. Ihr habt jetzt meinen Grund gehört, fället also ein gerechtes Urteil.“ Da sagte der Kaiser: „Mein Lieber, du hast dich gut verantwortet, gehe hin und arbeite treulich nach deiner Weise.“ Nachher starb aber der Kaiser schnell, und der Schmied Focus wurde von allen wegen seiner Klugheit zum Kaiser erwählt, und er verwaltete auch sein Reich auf ganz verständige Weise; als er aber gestorben war, so wurde auch sein Bild mit unter den andern Kaisern abgezeichnet, über seinem Kopf aber seine acht Denare.

Von allzu großem Hochmut, und wie die Stolzen oft zur tiefsten Niedrigkeit gelangen.

Es herrschte einst der gar mächtige Kaiser Jovinianus; als der einstmals auf seinem Bette ausgestreckt lag, da schwoll sein Herz unglaublich vor Hochmut auf, und er sprach bei sich: ‚Gibt es denn einen andern Gott als mich?‘ Wie er aber so dachte, ergriff ihn der Schlaf, und als er früh aufstand, rief er seine Krieger zusammen und sprach also zu ihnen: „Meine Lieben, es wird gut sein, Speise zu uns zu nehmen, denn ich bin gesonnen, heute auf die Jagd zu gehen.“ Diese aber waren bereit, seinen Willen zu erfüllen, nahmen Speise zu sich und machten sich zur Jagd auf. Während aber der Kaiser ritt, ergriff ihn eine unerträgliche Hitze, und es kam ihm vor, als müsse er sterben, so er sich nicht in kaltem Wasser baden könne. Er schaute sich also um und erblickte in der Entfernung ein breites Gewässer. Er sprach also zu seinen Soldaten: „Bleibet hier, bis ich mich werde abgekühlt haben.“ Hierauf gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte eilig zu dem Wasser, sprang vom Pferde, legte alle Kleidungsstücke ab, trat ins Wasser und blieb so lange darin, bis er ganz abgekühlt war. Während er aber noch darin wartete, kam ein gewisser Mann herbei, der ihm in allem, in Gesicht und Gebärden, ähnlich war, legte seine Kleider an, bestieg sein Roß und ritt zu den Kriegern desselben. Von allen wurde er wie der Kaiser

selbst aufgenommen, und als das Spiel zu Ende war, machte er sich mit den Soldaten nach dem Palaste auf den Weg. Nachher kam nun aber Jovinianus schnell aus dem Wasser heraus, fand aber weder sein Pferd noch seine Kleider. Er wunderte sich hierüber gar sehr und ward sehr traurig; weil er nun aber nackt war und niemanden sah, dachte er bei sich: ‚Was soll ich tun? Ich bin erbärmlich hintergangen worden.' Endlich kam er wieder zu sich und sprach: ‚Hier in der Nähe wohnt ein Soldat, den ich zu einer Kriegsoberstenstelle erhoben habe; zu dem will ich hingehn und mir Kleider und ein Pferd verschaffen, und so will ich dann nach meinem Palaste reiten und zusehn, auf welche Weise und durch wen ich so umgetauscht worden bin.' Jovinianus machte sich also ganz nackend auf den Weg nach der Burg jenes Kriegers und klopfte an das Tor. Der Pförtner aber fragte nach dem Grunde seines Pochens, und Jovinianus sprach: „Öffnet das Tor und sehet, wer ich bin." Der aber machte das Tor auf, und wie er ihn erblickt hatte, erstaunte er und sprach: „Wer bist du denn?" Der aber versetzte: „Ich bin der Kaiser Jovinianus; gehe hin zu deinem Herrn und sage ihm, daß er mir Kleider leihe, denn ich habe meine Kleidungsstücke und mein Pferd eingebüßt." Der aber entgegnete: „Du lügst, schändlicher Spitzbube, denn bereits vor deiner Ankunft ist der Herr Kaiser Jovinianus mit seinen Kriegern auf dem Wege nach seinem Palaste hier vorbeigekommen; mein Herr hat ihn begleitet, ist aber bereits zurückgekehrt und sitzt jetzt bei Tische. Daß du dich aber einen Kaiser nennst, das will ich meinem Herrn melden." Alsbald trat auch der Pförtner vor diesen und berichtete seinem Herrn die Worte desselben. Wie der das vernahm, befahl er alsbald, ihn hereinzuführen; und als ihn der Krieger betrachtet hatte, erkannte er ihn nicht, der Kaiser aber erkannte ihn recht wohl. Darauf sagte der Krieger: „Sage mir, wer bist du denn und wie ist dein Name?"

Der aber antwortete: „Ich bin der Kaiser Jovinianus und habe dich zu der und der Zeit zu deiner Oberstenstelle erhoben.“ Der aber sprach: „O du schändlicher Spitzbube, mit welcher Frechheit unterfängst du dich, dich einen Kaiser zu nennen? Denn eben ist mein Herr, der Kaiser, vor dir nach seinem Palaste geritten; ich hatte mich ihm unterwegs angeschlossen und bin jetzt bereits zurückgekehrt. Daß du dich aber selbst einen Kaiser genannt hast, dafür sollst du nicht ohne Strafe wegkommen.“ Hierauf ließ er ihn tüchtig durchhauen und nachher aus der Burg werfen. Wie der aber also gepeitscht und vertrieben war, da weinte er bitterlich und sprach: ‚O du mein Herrgott, wie ist das möglich, daß der Krieger, dem ich doch erst seine Oberstenstelle übertragen habe, mich nun nicht mehr kennt und mich so schrecklich hat auspeitschen lassen können?‘ Da fiel es ihm bei: ‚Hier in der Nähe wohnt ja einer meiner Räte, ein Herzog; zu dem will ich mich auf den Weg machen und ihm meine Not kund tun. Durch den werde ich Kleider bekommen und in meinen Palast zurückkehren können.‘ Als er nun an das Tor des Herzogs gelangt war, pochte er an, und der Torwärter, wie er ein Klopfen hörte, schloß das Tor auf, und als er einen nackten Mann erblickte, wunderte er sich und sprach: „Mein Lieber, wer bist du denn, und weshalb bist du so nackend hierher gekommen?“ Jener aber versetzte: „Ich bin der Kaiser und habe durch einen Zufall meine Kleider und mein Pferd eingebüßt und komme darum zu deinem Herzog, auf daß er mir in meiner Not beispringe; weshalb ich dich bitte, daß du meine Sache vor deinen Herrn führen mögest.“ Als das der Türhüter gehört hatte, wunderte er sich, trat in den Palast und hinterbrachte alles seinem Herrn. Der Herzog aber versetzte: „Laß ihn hereinkommen!“ Als er aber hineingeführt worden war, da erkannte ihn niemand, und der Herzog sprach zu ihm: „Wer bist du denn?“ Und jener

erwiderte: „Ich bin der Kaiser und habe dich zu Reichtum und Ehren gebracht, habe dich zum Herzog gemacht und dich zu meinem Rate bestellt.“ Der Herzog aber sprach: „Elender Tollhäusler! kurz vor deiner Ankunft bin ich mit meinem Herrn, dem Kaiser, nach seinem Palaste geritten und eben von da zurückgekehrt; daß du dir aber eine solche Ehre angemaßt hast, das soll dir nicht so leer ausgehen.“ Hierauf ließ er ihn in ein Gefängnis einschließen und mit Wasser und Brot beköstigen, nachher aber aus dem Gefängnis herausziehen, tüchtig durchprügeln und danach aus seinem ganzen Lande jagen. Als der nun so verbannt war, da stieß er mehr Seufzer und Klagen aus, als irgend jemand glauben kann, und sprach bei sich: ‚Weh mir, was soll ich tun, denn ich bin jetzt Schimpf und Schande des Pöbels geworden. Es wird besser für mich sein, nach meinem Palaste zu gehn, die Meinigen in demselben werden mich gewiß erkennen, und sollte auch dies nicht sein, so wird mich wenigstens meine Frau an gewissen Kennzeichen wiedererkennen.‘ Hierauf ging er allein zu seinem Palast, klopfte an das Tor, und wie der Pförtner ein Pochen vernahm, so öffnete er dasselbe. Als er ihn aber erblickt hatte, sprach er zu ihm: „Wer bist du denn?“ Jener aber erwiderte: „Ich wundere mich, daß du mich nicht kennst, da du doch so lange bei mir gewesen bist.“ Der aber sprach: „Du lügst! Lange bin ich bei meinem Herrn, dem Kaiser, gewesen.“ Und jener versetzte: „Der bin ich eben, und so du meinen Worten glaubst, bitte ich dich um Gottes willen, daß du zur Kaiserin gehst und ihr sagst, sie möge mir bei diesen Zeichen meine kaiserlichen Gewänder senden, weil ich durch Zufall alle die meinigen verloren habe; die Zeichen aber, welche ich ihr durch dich schicke, kennt außer uns beiden niemand auf Erden.“ Da sprach der Torwärter: „Ich zweifle nicht, daß du toll bist, weil eben mein Herr, der Kaiser, in diesem Augenblick bei der Tafel sitzt, und neben ihm

die Kaiserin. Indessen will ich der Kaiserin berichten, daß du gesagt hast, du wärest der Kaiser, und ich bin gewiß, daß du hart bestraft werden wirst.“ Der Pförtner machte sich also auf den Weg zur Kaiserin und meldete ihr alles, was er gehört hatte. Sie aber ward nicht wenig betrübt, wendete sich zu ihrem Herrn und sprach also: „O Herr, Ihr wisset, daß oft zwischen uns im geheimen merkwürdige Dinge vorgegangen sind. Nun berichtet mir diese ein liederlicher Kerl, der am Tore steht, durch den Pförtner und läßt mir durch diesen sagen, er sei der Kaiser.“ Als das der Kaiser gehört hatte, befahl er, jener solle vor das Angesicht aller Anwesenden hereingeführt werden; und als er so nackt hereingebracht wurde, da sprang ihm ein Hund, der ihm vorher sehr zugetan gewesen war, nach der Kehle, um ihn zu erwürgen. Indessen wurde er daran von der Dienerschaft gehindert, so daß er weiter kein Leid von demselben erlitt. Ebenso hatte er einen Falken auf einer Stange, der, sobald er ihn erblickt hatte, alsbald seine Fesseln zerbrach und zum Saale hinausflog. Da sprach der Kaiser zu allen, die im Saale saßen: „Meine Teuern, höret meine Worte, die ich über jenen Landstreicher sagen werde. Sage mir, wer du bist und weshalb du hierher kommst?“ Jener aber sprach: „O Herr, das ist eine wunderliche Frage. Ich bin der Kaiser und Herr dieses Ortes.“ Da sagte der Kaiser zu allen denen, welche an der Tafel saßen und um dieselbe herumstanden: „Saget mir bei eurem Eid, den ihr mir geleistet habt, wer von uns ist euer Kaiser und Herr?“ Da entgegneten jene: „O Herr, bei dem Eid, welchen wir Euch geleistet haben, wir haben hierauf eine leichte Antwort zu geben: Jenen Spitzbuben haben wir niemals gesehen, Ihr aber seid unser Herr und Kaiser, den wir von Jugend auf gekannt haben, und darum bitten wir Euch einstimmig, daß jener gestraft werde, damit alle sich an ihm ein Beispiel nehmen und eine solche Anmaßung nicht wieder versuchen.“ Darauf

wendete sich der Kaiser zur Kaiserin und sprach: „Sage mir, meine Gebieterin, bei der Treue, welche du mir bewahrst: kennst du jenen Menschen, welcher sich Kaiser und deinen Herrn nennt?" Aber jene versetzte: „O lieber Herr, warum fragst du mich solches? Bin ich nicht länger als dreißig Jahre mit dir zusammengewesen und habe mit dir Kinder gezeugt? Eins jedoch ist, worüber ich mich wundere, wie nämlich jener Gauner zur Kenntnis der von uns vorgenommenen geheimen Angelegenheiten gelangt ist." Hierauf sprach der Kaiser zu dem, der hereingeführt worden war: „Mein Lieber, wie konntest du es wagen, dich selbst für einen Kaiser auszugeben? Wir fällen den Urteilsspruch, daß du heute einem Pferde an den Schweif gebunden werdest, und wenn du noch einmal dich erfrechst, dergleichen zu äußern, werde ich dich zum schimpflichsten Tode verurteilen." Hierauf berief er seine Trabanten zu sich und sprach: „Geht hin und bindet diesen an den Schwanz eines Pferdes, tötet ihn aber nicht." Und also geschah es. Nachher aber bewegten sich, mehr als irgend jemand es glauben kann, die Eingeweide desselben, und gleichsam an sich selbst verzweifelnd, sagte er: ‚Verflucht sei der Tag, an welchem ich geboren bin und mich meine Freunde verlassen haben! Meine Gattin und meine Söhne haben mich nicht erkannt.' Als er noch so sprach, da dachte er: ‚Hier in der Nähe wohnt mein Beichtvater, zu dem will ich mich aufmachen; vielleicht daß er mich erkennen mag, da er ja öfters meine Beichte gehört hat.' Hierauf begab er sich zu dem Einsiedler und klopfte an das Fenster seiner Klause. Jener aber fragte: „Wer ist da?" und er antwortete: „Ich bin es, der Kaiser Jovinianus. Öffne dein Fenster, auf daß ich mit dir reden kann." Wie aber jener seine Stimme gehört hatte, öffnete er zwar das Fenster, als er ihn aber erblickte, schlug er dasselbe mit Gewalt wieder zu und sprach: „Hebe dich weg von mir, Vermaledeiter, denn du bist nicht der Kaiser, sondern

der Teufel in Menschengestalt!“ Wie er aber das hörte, stürzte er vor Schmerz auf den Boden, zerraufte die Haare auf seinem Haupte und seinen Bart und sprach: ‚Weh mir, was soll ich tun?‘ Bei diesen Worten erinnerte er sich, wie sein Herz neulich, als er auf seinem Bett ausgestreckt lag, vor Hochmut aufgeschwollen war und so gesprochen hatte: ‚Gibt es denn einen andern Gott außer mir?‘ Alsbald pochte er an das Fenster des Einsiedlers und sprach: „Höret, ich bitte Euch, um des Gekreuzigten willen bei verschlossenem Fenster meine Beichte.“ Jener aber sprach: „Das ist mir ganz recht.“ Der aber beichtete nun mit Tränen über sein ganzes Leben und vorzüglich, wie er sich über Gott selbst erhoben und gesagt habe, er glaube an keinen andern Gott als an sich selbst. Als nun aber Beichte und Absolution vorüber waren, öffnete der Einsiedler sein Fenster und erkannte ihn und sprach: „Gesegnet sei der Höchste, jetzt kenne ich dich; ich habe hier einige wenige Kleidungsstücke, die lege du an und gehe in deinen Palast, und dort, wie ich hoffe, werden sie dich erkennen.“ Hierauf zog sich der Kaiser an, begab sich nach seinem Palaste und klopfte an die Pforte desselben. Der Pförtner öffnete dieselbe alsbald und empfing ihn aufs ehrenvollste. Jener aber sprach: „Kennst du mich denn?“ und dieser erwiderte: „Ei wohl, Herr, sehr gut. Nur darüber wundere ich mich, daß ich den ganzen Tag hier gestanden habe und Euch nicht habe aus dem Hause gehen sehn.“ Jener trat nun in den Versammlungssaal, und alle, die ihn erblickten, neigten ihr Haupt. Der andere Kaiser aber war bei seiner Frau. Ein Krieger aber, der aus dem kaiserlichen Gemach trat, schaute ihn genau an, kehrte hierauf in das Zimmer zurück und sprach: „Mein Herr, im Saale steht ein Mann, vor welchem sich alle verbeugen und ihm Ehre erweisen, und der ist Euch in allem so ähnlich, daß ich durchaus nicht weiß, welcher von euch beiden der Kaiser ist.“ Wie das der Kaiser

hörte, sprach er zu der Kaiserin: „Gehe hinaus und siehe zu, ob du ihn kennst.“ Sie aber eilte hinaus, und als sie ihn erblickt hatte, verwunderte sie sich, eilte in das Gemach zurück und sprach: „O Herr, ich melde Euch einen zweiten an, wer aber von euch mein Herr ist, kann ich durchaus nicht unterscheiden.“ Jener aber sprach: „Da das so ist, so will ich hinausgehn und die Wahrheit an den Tag bringen.“ Als er aber in den Saal getreten war, faßte er jenen bei der Hand, ließ ihn neben sich treten, berief alle Krieger, welche im Saale waren, nebst der Kaiserin zu sich und sprach: „Bei dem Eide, welchen ihr mir geleistet habt, sagt mir jetzt, welcher von uns ist euer Kaiser?“ Da antwortete zuerst die Kaiserin: „Mein Herr, mir liegt es ob, zuerst zu antworten; Gott aber in der Höhe sei mein Zeuge: ich weiß durchaus nicht anzugeben, wer von euch mein Herr ist“, und ebenso sprachen alle. Jener aber sprach: „Ihr Lieben, hört mir zu. Dieser hier ist euer Kaiser und Herr; er hat sich aber einstmals gegen Gott erhoben, und deswegen hat ihn Gott gezüchtigt, und die Kenntnis der Menschen ist von ihm gewichen, bis er seinem Gott Genugtuung geleistet hat. Ich aber bin sein Schutzengel und Wächter seiner Seele, der ich sein Reich verwaltet habe, solange er in Buße war; nunmehr ist aber seine Buße vollendet und er hat für seine Sünden Genugtuung gegeben, darum seid ihm gehorsam, und ich will euch Gott empfehlen.“ Bei diesen Worten verschwand er alsbald aus ihren Augen; der Kaiser aber dankte Gott und lebte sein ganzes Leben in Frieden und weihte es Gott. Uns aber gebe dieser dasselbe.

Der kluge und der dumme Ritter.

Es herrschte einst der kluge Maximianus, und in seinem Reiche waren zwei Ritter, der eine klug, der andre dumm, die sich beide gegenseitig sehr lieb hatten. Zu letzterm sprach der kluge: „Beliebt es dir, mit mir einen Bund zu machen? Dies wird uns von Nutzen sein.“ Jener aber versetzte: „Das ist mir ganz recht.“ Hierauf versetzte dieser: „Ein jeder von uns mag Blut aus seinem rechten Arm fließen lassen, ich will dein Blut trinken, und du magst mit dem meinen dasselbe tun, und so wird keiner von uns den andern weder im Glück noch im Unglück verlassen, und was einer von uns gewonnen haben wird, davon soll der andre die Hälfte haben.“ Jener aber entgegnete: „So ist es mir recht.“ Sogleich tranken nun beide, nachdem sie sich Blut entzogen hatten, dasselbe voneinander und blieben nachher immer in einem und demselben Hause zusammen. Nun hatte aber der König zwei Städte erbaut, die eine auf der Spitze eines Berges, wo alle, so dahin kamen, einen Reichtum an Schätzen finden und daselbst ihr ganzes Leben verbleiben könnten. Es führte aber zu dieser Stadt ein enger und steiniger Weg, und auf diesem hielten drei Ritter mit einem großen Heere, und alle, so über jene Straße zogen, mußten entweder gegen diese kämpfen oder alles samt ihrem Leben verlieren. Auch hatte der König in jene Stadt einen Seneschall gesetzt, der ohne Ausnahme alle Ankommenden aufnehmen und nach Rücksicht ihres Standes herrlich bewirten sollte. Er

hatte aber auch unter jenem Berge in einem Tal eine andre Stadt bauen lassen, zu welcher ein ebner und zum Gehen anmutiger Weg führte. Es lagen aber drei Ritter an jenem Wege, welche alle Vorübergehenden freundlich aufnahmen und nach eines jeden Gefallen bedienten. In der Stadt selbst aber hatte er auch einen Seneschall bestellt, der alle, welche in die Stadt oder in die Nähe derselben kamen, ohne Ansehen der Person ins Gefängnis werfen und sie sämtlich bei der Ankunft des Richters demselben vorführen mußte, der Richter sollte aber niemanden verschonen. Da sprach der kluge Ritter zu seinem Gesellen: „Mein Lieber, laß uns die Welt durchziehen, wie andre Ritter, und wir werden viele Güter erwerben können, von denen wir anständig leben mögen." Darauf entgegnete jener: „Also gefällt es mir auch." Hierauf zogen beide auf einer Straße, bis sie an einen Kreuzweg kamen; da sprach der Kluge: „Mein Lieber, wie du siehst, sind hier zwei Wege: der eine führt zu einer prächtigen Stadt, wenn wir ihn einschlagen, werden wir zu jener Stadt gelangen, in welcher wir alles, was unser Herz begehrt, erhalten werden. Da ist aber eine andre Straße, welche nach einer andern Stadt hinführt, welche in einem Tale erbaut ist: gehen wir diese, wird man uns gefangen nehmen, ins Gefängnis stecken, vor den Richter führen und dieser uns an den Galgen aufhängen lassen. Ich rate also dazu, diesen letztern Weg liegen zu lassen und den andern zu gehen." Darauf erwiderte der Dumme: „Mein Lieber, schon lange hörte ich von diesen zwei Städten: allein der Weg zu der auf dem Berge gelegenen Stadt ist schmal und sehr gefährlich, und an demselben lagern drei Ritter mit einem Heere, welche alle, die dahin ziehen, überfallen, töten und plündern; der andre Weg ist eben, und auf demselben befinden sich drei Ritter, welche alle, die denselben betreten, freundlich aufnehmen, und alles Nötige findet sich da. Und alles dieses sehe ich ganz deutlich, und darum

glaube ich meinen Augen mehr denn dir.“ Darauf sprach der kluge Ritter: „Obgleich der eine Weg schlecht zu gehen ist, so ist doch der andre, wenn man an das Ende desselben denkt, noch weit schlechter: denn er führt uns zu ewiger Schmach, und von da werden wir zum Galgen geschleppt werden. Nun fürchtest du dich aber, des Kampfes und der Wegelagerer wegen, auf der andern Straße zu gehn. Das ist aber für dich eine ewige Schande, weil du ein Ritter bist, und es den Rittern zukommt, gegen ihre Feinde zu streiten. Wenn du aber anders mit mir diese Straße ziehen willst, verspreche ich dir heilig, vor dir her in den Kampf zu gehn, und so viel ihrer auch sein werden, du wirst durch sie hindurchkommen, wenn du mich unterstützest.“ Jener aber entgegnete: „Amen, ich sage dir, auf diesem Wege will ich nicht gehen, sondern vielmehr auf jenem.“ Da sprach der Kluge: „Da ich dir mein Wort verpfändet und zum Zeichen der Treue dein Blut getrunken habe, werde ich dich nicht allein gehn lassen, sondern mit dir ziehen.“ Beide schlugen nun diesen Weg ein und fanden unterwegs nach ihrem Gelüste vielerlei Annehmlichkeiten, bis sie an die Herberge jener drei Ritter kamen, von welchen sie mit großen Ehrenbezeichnungen aufgenommen und prächtig bewirtet wurden. Bei jeder Erquickung sprach aber der dumme Ritter zu dem klugen: „Mein Lieber, habe ich es dir nicht vorhergesagt, siehe, wie viel und wie große Ergötzlichkeiten wir auf dieser Straße genießen, die wir alle auf der andern hätten entbehren müssen.“ Jener aber antwortete: „Ende gut, alles gut, das hoffe ich aber nicht.“ Sie brachten nun einige Zeit bei diesen Rittern zu; als aber der Seneschall dieser Stadt vernahm, daß zwei Ritter gegen das Gebot des Königs in der Nähe der Stadt wären, schickte er gleich seine Trabanten ab, auf daß sie sie fingen und zur Stadt führten. Als sie aber der Seneschall in Augenschein genommen hatte, ließ er den Dummen an Händen und Füßen gebunden in eine

Grube werfen, den andern aber in einen Kerker sperren. Wie nun der Richter in die Stadt kam, wurden alle Missetäter aus derselben vor sein Angesicht gebracht, und unter andern auch diese beiden Ritter. Da sprach der Kluge zum Richter: „Herr, ich klage gegen meinen Gesellen, denn der ist die Ursache meines Todes. Ich habe ihm das Gesetz dieser Stadt vorhergesagt, sowie die Gefahren, und doch wollte er auf keine Weise meinen Worten trauen und sich bei denselben beruhigen und meinem Rate Folge leisten, sondern anwortete mir: ‚Ich traue meinen Augen mehr als deinen Reden.' Da wir nun durch Wort und Schwur miteinander verbunden waren, mochten wir im Glück oder Unglück sein, und ich ihn allein sich auf den Weg machen sah, so habe ich meines Eides wegen mich ebenfalls hierher begeben, und darum ist er jetzt schuld an meinem Tode. Fälle also einen gerechten Urteilsspruch!" Da entgegnete der andre dumme Ritter dem Richter: „Dieser da ist gerade die Ursache meines Todes, denn es ist der ganzen Welt bekannt, daß er weise ist, und ich von Natur aus dumm bin. Nun hätte er aber wegen seiner Weisheit nicht so leichtsinnig meiner Dummheit sich fügen sollen. Wäre jener mir aber nicht gefolgt, als ich mich allein auf den Weg machte, so würde ich auf den Weg, welchen er gehen wollte, zurückgekommen und mit ihm marschiert sein, des Eidschwurs wegen, welchen ich ihm geleistet habe. Darum nun, weil jener weise ist, ich aber dumm bin, so ist er die Ursache meines Todes." Darauf entgegnete der Richter beiden, und zwar zuerst dem klugen Ritter: „Du Kluger, der du so leichtsinnig seiner Dummheit nachgabst und ihm folgtest, und du Dummer, der du den Worten des Klugen nicht geglaubt, sondern deine eigene Dummheit durchgeführt hast, ihr sollt beide nach meinem Urteil an den Galgen gehängt werden." Und also geschah es.

Die Ungetreue.

Einst war ein Kaiser Titus, in dessen Reiche ein gewisser edler Ritter lebte, der Gott sehr ergeben war und eine schöne Frau besaß, die ihm aber oft untreu war und nie von ihren Treulosigkeiten ablassen wollte. Wie solches der Ritter gewahr wurde, trauerte er sehr in seinem Herzen und dachte das Heilige Grab zu besuchen, und sprach also zu seinem Weibe: „Meine Liebe, ich will nach dem Heiligen Lande ziehen und übergebe Euch Eurer eigenen Ehre.“ Wie er aber über das Meer gegangen war, da verliebte sich die Dame in einen Kleriker, der wohl in der schwarzen Magie erfahren war, und schlief bei ihm. Nun begab es sich einstmals, daß sie beieinander lagen und die Dame zu ihm sprach: „Wenn du imstande wärest, mir eine einzige Sache durchzusetzen, könntest du mich zur Frau nehmen.“ Und jener versetzte: „Was ist denn das, was du willst? So ich es irgend kann, will ich dir zu Diensten sein.“ Jene aber sprach: „Mein Mann ist nach dem Gelobten Lande gezogen und liebt mich nicht besonders; so du ihn durch eine besondre Kunst töten könntest, würdest du alles, was ich habe, erhalten.“ Darauf erwiderte der Kleriker: „Ich will dir zu Willen sein, jedoch unter der Bedingung, daß du mich zum Manne nimmst.“ Jene aber sprach: „Darauf nimm mein festes Versprechen.“ Der Kleriker aber machte ein Bild mit dem Namen des Ritters und hing es vor seinen Augen an die Wand auf. Während mittlerweile der Ritter durch eine Straße der Stadt Rom

ging, begegnete ihm ein gewisser kluger Meister, sah ihn genau an und sprach zu ihm: „Mein Lieber, ich habe dir etwas im geheimen zu sagen.“ Jener aber entgegnete: „Redet, Meister, was Euch beliebt.“ Der aber versetzte: „Noch heute wirst du ein Kind des Todes sein, so du nicht Beistand von mir erhältst. Deine Frau ist eine Buhlerin und hat deinen Tod angestellt.“ Wie der Ritter aber hörte, daß jener so die Wahrheit über seine Frau sprach, da hing er sich an ihn, glaubte ihm und sprach: „O lieber Meister, rette mein Leben, und ich will dir einen würdigen Lohn geben!“ Der aber antwortete: „Ich will dich herzlich gern retten, so du tust, was ich dir heißen werde.“ Der Ritter aber sprach: „Ich bin bereit.“ Hierauf ließ der Meister ein Bad zurichten, zog dem Ritter seine Kleider aus und hieß ihn in das Bad gehen. Nachher aber gab er ihm einen hellpolierten Metallspiegel in die Hand und sprach: „Siehe fleißig in den Spiegel, und du wirst Wunderdinge schauen!“ Wie der aber in den Spiegel blickte, während der Meister neben ihm in einem Buche las und zu ihm sprach: „Sage mir, was du siehest!“ sagte er zu ihm: „Ich sehe in meinem Hause einen Kleriker, der von Wachs ein Bild gemacht, das mir ganz ähnlich ist, und an die Wand aufgehängt hat.“ Darauf sprach der Meister weiter: „Was siehst du jetzt?“ Jener aber sprach: „Eben hat er einen Bogen ergriffen, einen spitzigen Pfeil auf denselben gelegt und fängt an, nach dem Bilde zu schießen.“ Da sprach der Meister: „So dir dein Leben lieb ist, so wirf, sobald du einen Pfeil nach dem Bilde zu fliegen siehst, deinen Körper in das Wasser des Bades, so lange, bis ich dir etwas andres heißen werde.“ Wie das der Ritter gehört und gesehn hatte, daß sich der Pfeil in Bewegung setzte, verbarg er seinen Körper gänzlich unter Wasser, und als er das gemacht hatte, sprach der Meister zu ihm: „Stecke deinen Kopf heraus und schaue in den Spiegel!“ Wie er das gemacht hatte, sagte

er zu ihm: „Was erblickst du jetzt im Spiegel?“ Jener aber antwortete: „Das Bild ist nicht getroffen worden, sondern der Pfeil ist an der Seite desselben vorbeigegangen, und der Kleriker ist bekümmert.“ Darauf sprach der Meister: „Siehe jetzt wieder in den Spiegel, was er beginnt!“ Jener aber entgegnete: „Er ist jetzt näher nach dem Bilde zu gerückt und hat einen Pfeil auf den Bogen gelegt, um nach dem Bilde zu schießen.“ Jener aber versetzte: „Gerade so, wie du vorher getan hast, so tue auch jetzt, wenn du dein Leben lieb hast.“ Als aber der Ritter im Spiegel sah, wie der Kleriker den Bogen spannte, steckte er seinen ganzen Körper ins Wasser. Hierauf sprach der Meister: „Siehe jetzt, wie es steht!“ Und als jener das gemacht hatte, sprach er: „Der Kleriker ist sehr traurig, daß er das Bild nicht getroffen hat, und spricht zu meiner Frau: ‚Wenn ich das Bild zum dritten Male nicht treffe, muß ich deshalb mein Leben einbüßen.‘ Eben rückt er noch näher an dasselbe, so daß es mir vorkommt, als könne es nicht fehlen, daß er das Bild treffen müsse.“ Darauf sprach der Meister: „So du dein Leben liebst, sorge dafür, daß, sobald du den Bogen angezogen siehst, du alsbald deinen ganzen Körper unter das Wasser steckst, so lange, bis ich zu dir sprechen werde.“ Der Ritter schaute also unverwandt in den Spiegel, und wie er den Kleriker den Bogen zum Schießen spannen sah, fuhr er mit seinem ganzen Körper unter das Wasser, bis der Meister zu ihm sprach: „Komm schnell heraus und siehe in den Spiegel!“ Wie aber der Ritter hineingeschaut hatte, lachte er, und der Meister sprach: „Lieber, sage mir doch, was du lachst?“ Jener aber antwortete: „Ich sehe ganz deutlich in dem Spiegel, daß der Kleriker das Bild nicht getroffen hat, der Pfeil aber umgekehrt ist, ihn zwischen der Lunge und dem Magen durchbohrt hat, und er eben gestorben ist; meine Frau hat aber unter meinem Bette eine Grube gemacht und ihn darin begraben.“ Da sprach der Meister: „Stürze

dich jetzt schnell heraus, lege deine Kleider an und bitte zu Gott für mich!“ Der Ritter aber dankte ihm für die Rettung seines Lebens, und als seine Reise beendigt war, machte er sich wieder zu seinem Lande auf; und wie er nach Hause kam, da eilte ihm seine Frau entgegen und empfing ihn voller Freude. Der Ritter aber verstellte sich mehrere Tage lang; endlich aber schickte er nach den Eltern seiner Frau und sprach zu ihnen: „Meine Teuern, ich habe euch aus folgender Ursache zu mir beschieden: hier ist eure Tochter, meine Frau, welche Ehebruch an mir verübt hat, und, was weit schlimmer ist, darauf umging, mir den Tod zu geben.“ Jene aber leugnete es mit einem Eide; allein der Ritter begann jetzt und trug den ganzen Hergang und das Verfahren des Klerikers vor und sprach: „Wenn ihr mir nicht glaubt, so kommt her und sehet den Ort, wo der Kleriker eingescharrt ist.“ Hierauf führte er sie in sein Gemach, und sie fanden den Leichnam des Klerikers unter seinem Bette. Der Richter ward alsbald herbeigerufen und entschied, sie solle durch Feuer verbrannt werden, und also geschah es, und die Asche ihres Leibes ward in die Luft gestreut. Nachmals aber nahm sich der Ritter eine schöne Jungfrau zur Gemahlin, zeugte mit ihr Kinder und beschloß sein Leben in Frieden.

Helmbrecht.

Eines Bauern Sohn, nach seinem Vater, dem Meier, gleichfalls Helmbrecht genannt, besaß das herrlichste Haar: blond und üppig fiel es ihm in vollem Gelock über die Achseln, gefangen in eine haubenartige Mütze, auf der allerlei kostbares Bildwerk zu sehen war: vom Hinterkopf bis an den Scheitel war da mannigfaltiges Gevögel darauf genäht, Sittiche und Tauben, als ob sie geradeswegs aus dem Spessart auf die Mütze geflogen wären. Am rechten Ohr war die Belagerung und der Fall Trojas abgebildet, mit mancherlei sinkenden Türmen und stürzenden Steinmauern, daneben Äneas' Flucht zur See in den Schiffen. Auf der linken Seite wieder erblickte man Karl, Roland, Turpin und Olivier, die vier Kampfgesellen, wie sie Wundertaten wider die Heiden verrichten. In der Mitte aber, zwischen dem linken und rechten Ohr, befand sich auf dem Bräm, von glänzender Seide genäht, ein Kranz: darinnen sah man einen Tanz, von der Art, wie sie heute noch üblich sind, gar lieblich dargestellt: ein Ritter hält zwei Frauen, ein Knappe zwei Mädchen an den Händen, daneben eine Gruppe von Fiedlern. Diese wunderbare Mütze hatte eine Nonne genäht, die, vom Zauber der Welt verlockt, aus ihrer Zelle entlaufen war. Helmbrechts Schwester Gotlinde hatte ihr, als sie sah, wie unter ihren kunstfertigen Händen all das kostbare Zierwerk entstand, eine Kuh dafür geboten, die Mutter ihr manches Zweierstück, Käse und Eier zugesteckt; sicherlich hatte die Nonne vordem, als sie noch nach dem Refektorium ging, nie so viele Eier

aufgebrochen und Käse verschmaust wie nun als eine Landflüchtige.

So trug auch wohl kein elender Bauernknecht je eine so herrliche Mütze wie dieser junge, wilde Helmbrecht. Aber damit nicht genug, schenkte ihm seine Schwester noch eine Menge zarten weißen Linnens, das war so haarfein gewebt, daß wohl sieben Weber davongelaufen waren, ehe es fertig wurde. Dazu gab ihm die Mutter schönes Wollenzeug von der köstlichsten Art, einen glänzenden Pelz von Waldtierfellen, zwei Gewänder, Kettenwams und Schwert, danach noch Dolch und eine breite Tasche. Als sie den Burschen so ausgestattet hatten, war er unzufrieden und sprach: „Mutter, ich muß noch einen Oberrock darüber haben, das ertrüg ich nicht, blieb ich ohne den. Aber so kostbar muß er sein, daß, wenn ihn dein Auge erblickt, dir das Herz vor der Pracht deines Sohnes erzittert, wenn du mich über Land fahren siehst." Sie hatte noch ein Röcklein zusammengelegt im Schrank, das holte sie nun hervor und gab es ihm. Dazu kaufte sie blaues Tuch und ließ ihm einen Oberrock herstellen, daß nie ein Meier zwischen Wels und dem Traunberg je köstlichere Arbeit auf dem Leibe trug: das Rückgrat entlang vom Gürtel bis an den Nacken stand ein Knöpflein neben dem andern, allesamt rot vergoldet, desgleichen vorne herab, aber silberweiß, vom Kragen bis an den Gürtelschluß. Drei kristallene Knöpfe, weder zu klein noch zu groß, dienten ihm als Busenschließe, dazu war seine ganze Brust mit Knöpflein bestreut, gelben, braunen, grauen, blauen, roten, schwarzen und weißen, die sah man schon von ferne glänzen und blitzen. Da blickten ihn Frauen und Mädchen gar lieblich an, wenn er zum Tanze ging. Die Naht, wo der Ärmel an das Brustteil schließt, trug er ganz und gar mit Glöcklein behangen, die huben laut zu schellen an, wenn er in den Reigen sprang, daß es den Weibern gar hell in die Ohren klang. Mutter und Tochter hatten

manches Huhn und Ei verkaufen müssen, ehe sie so viel gewannen, um dem Stolzen auch noch Hosen und Stiefelschäfte zu kaufen.

„Mir steht der Sinn danach, zu Hofe zu gehen“, sagte Helmbrecht zu seinem Vater. „Mutter und Schwester haben mir reichlich gegeben, darob ich ihnen Zeit meines Lebens hold sein will. Doch nun, lieber Vater, ist die Reihe an dir!“ Den Alten bekümmerte diese Rede, höhnend sprach er zu seinem Sohne: „Ei, soll ich dir zu den Kleidern noch einen schnellen Hengst geben, der lange läuft und über Zäune und Gräben springt, damit du nicht am Ende gar zu Fuße bei Hof ankommst? Lieber Sohn, laß ab von dieser Fahrt! Das höfische Wesen ist hart für den, der nicht von Kindheit an darin gelebt hat. Leiste mir, so leist' ich dir! Leite das Ackergespann, führe den Pflug, baue die Hufe! So wirst du mit Ehren zur Grube fahren gleich mir.“

Da entgegnete der Sohn: „Schweig und laß ab von solchen Reden! Es ist nichts mehr daran zu ändern: ich will, so wahr Gott mir helfe, sehen, wie es dort bei Hofe schmeckt. Sollen deine Säcke meinen Kragen reiten? Soll ich Mist fassen auf deinen Wagen? Daß Gott mich hasse, wenn ich je noch deine Ochsen joche oder dir den Hafer säe, das schickte sich schlecht für meine langen gelben Haare und zierlichen Locken, meine prächtigen Röcke und die kostbare Mütze mit den Tauben, von Frauenhänden darauf genäht.“ „O bleibe bei mir!“ erwiderte der Vater, „Meier Ruprecht will dir sein Kind zum Weibe geben, dazu Schafe, Schweine und Rinder, alte und junge die Menge! Bei Hofe wirst du nur Hunger leiden und hart daniederliegen, denn glaube mir, es gelingt keinem, der sich wider seinen Stand empört. Dein Stand aber ist der Pflug, und so würdest du bloß den wirklichen Hofleuten zum Spotte dienen, daß du, ein Bauer, dich unter sie mischen willst!“ „Hei!“ fiel ihm der Sohn in die Rede, „hätt' ich nur ein Pferd,

an höfischen Sitten traut' ich mich hinter keinem zurückzustehen, der von je am Hofe gewesen. Wer, der die glänzende Mütze auf meinem Haupte sieht, verschwüre es nicht mit tausend Eiden, daß ich Euch je das Ackergespann geleitet und den Pflug durch die Furchen geführt? Wer merkt noch, daß ich das Korn auf der Tenne drosch oder Stecken in die Erde stieß, für Euch oder einen andern, wenn ich die Kleider anlege, die Mutter und Schwester mir geschenkt? Steck' ich Fuß und Beine in meine prächtigen Hosen und die Schuhe von Korrun, so ist keiner, der mir ansähe, daß ich einmal Zäune geflochten! Glaubt mir, dem Meier Ruprecht zum Eidam taug' ich nicht. Soll ich mich gar um Weiber verliegen?"

„Höre mich, Sohn", rief der Vater. „Wenn du einem geborenen Hofmann gleichen willst, so wird er dich darum mit Haß verfolgen. Wenn ein rechter Hofmann einem Bauern alles nähme, was er je erwarb, zuletzt ist der Sieg doch sein. Wenn du aber einem Hofmann nur ein Häufchen Futter nimmst, flugs ist er über dir, macht dich zum Bürgen und Pfand für alles, was ihm je genommen worden, und erschlägt dich um deinen Raub!" „Laß es gehen, wie es gehen mag," erwiderte der Sohn, „ich ziehe. Mögen doch deine andern Söhne sich mit Pflügen mühen, vor mir soll nur noch das Gebrüll der Rinder erschallen, die ich um die Ecke treibe. Was hindert mich denn außer diesem elenden Roß, daß ich nicht mit meinen Gesellen dahinsause und die Bauern am Haare um die Hecken schleife? Wenn ich nun drei Jahre lang ein Fohlen oder ein Rind zöge, um einen mageren Gewinst zu erzielen, was sollte das mir? Ich will rauben alle Tage, wohl leben und meinen Leib vorm Winterfrost schützen, drum gib mir endlich das Pferd, um das ich dich bitte."

So blieb denn dem Vater nichts zu tun übrig, als ihm den Hengst zu kaufen, um den er dreißig Lagen vom besten Loden, vier Kühe, zwei Ochsen, zwei Stiere

und vier Scheffel Kornes gab. Als der Sohn nun fahrtbereit war, warf er den Kopf und prüfte mit dem Blicke seine beiden Achseln: „Mir ist so wild zumut, ich könnte Steine durchbeißen, hei, was Eisens möcht' ich mit meinen Zähnen zermalmen! Der Kaiser nähm' es als Gewinn, fing' ich ihn nicht, schleppte und schatzte ihn bis in den Schlund! Denn nun geht es quer durch die Welt, den Blick gradaus in den Zufall gerichtet! Gebt mich frei, Vater, denn es ist Zeit für mich, nun zu wachsen, wie ich will und muß!" „Wohl, so sollst du frei sein," rief der Vater ihm zu, „aber gib acht auf deine Mütze und die seidenen Tauben, daß sie dir nicht zerrissen werden und zerrauft dein langes, gelbes Haar! Einmal, fürcht' ich, wirst du noch an einem Stabe gehen und ein Knabe wird dich führen! Nochmals beschwör ich dich, lebe, wovon ich lebe und was dir deine Mutter gibt! Trink Wasser, ehe du mit Raube Wein kaufst! Fülle dir den Schlund mit Brei, wie ihn deine Mutter kocht, eh' du ein gestohlenes Pferd um eine Gans gibst! Iß lieber Roggen mit Hafer in Ehren, als Fische in Unehren! Folgst du mir, so wirst du klug sein. Tust du's nicht, so fahr dahin!"

Da entgegnete der Sohn: „Wenn du Wasser trinkst, so will ich Wein trinken. Wenn du Brei issest, so will ich gesottene Hühner essen und weißes feines Brot. Das ist für mich, der Hafer für dich. Zu Rom kann man im Taufbuch lesen, jedes Kind gewinne früh eine Tugend von seinem Paten: mein Pate war ein edler Ritter, glückselig, daß ich von ihm so edel und hoffärtigen Sinnes geworden. Ja mein Mut ist unstet, meine Mütze, mein Haar, mein Kleid lassen mich nicht ruhen und jagen mich von hinnen. Sie sollen beim Tanze leuchten, nicht aber schmutzig werden hinter Egge und Pflug, daß ich mich schämen muß, reich' ich edlen Frauen die Hand zum Tanze!" „Ei willst du edel sein, so tue edel!" rief der Alte. „Lebe in Arbeit, so wird arm und reich, Wolf

und Aar und alle Kreatur der Erde dein genießen! Von Bauernwerk schmücken sich die Frauen des Adels, Bauernwerk krönt die Könige!" Aber Helmbrecht antwortete ihm ungeduldig und verwies ihm mit wildem Hohne seine Predigt. Da erschrak der Vater und hub seine Hände gen Himmel: „Mir träumte ein Traum!" rief er aus, „deute mir ihn, wenn du doch so weise bist! Du hattest zwei brennende Lichter in den Händen, die leuchteten mit ihrem Scheine weit über das Land. Dann plötzlich sah ich wieder einen Mann dahinwandern, der war blind. Mit einem Fuße ging er auf der Erde, sein anderes Knie aber lag auf einer Stelze, und ein Armstummel ragte ihm aus dem Rock. Nun frage ich dich, wie deutest du das?" „Ei das deut' ich," erwiderte lachend der Sohn, „daß ich Glück und Heil, Reichtum und aller Freuden Maß erwerben soll!" „So erkläre mir noch dies: mir träumte, du flogst hoch über einen Wald, aber die eine Schwinge hatten sie dir abgeschnitten. O weh deinen armen Füßen, deinen Händen und Augen! Denn all dies war nichts vor dem Gesicht, das nun aus meinen Träumen tauchte: Du schwebtest hoch an einem Baume, es ging wohl anderthalb Klafter unter dir in die Tiefe bis ans Gras. Ob deinem Haupte aber zu beiden Seiten saß hier ein Rabe, dort eine Krähe auf dem Ast und strählten dir das Haar. Wüst stand es dir vom Kopfe: Rabe und Krähe hackten dir's aus. Wehe über den Traum, wehe über den Baum, wehe, wehe über Kräh' und Rabe!" „Beim Namen Christi," erwiderte Helmbrecht, „sollt' ich mich gar vor Euren blassen Träumen fürchten? Von meinem Sinne laß ich nicht, und wär's mein Tod! Behüt' dich Gott, Vater, behüt' dich Gott, Mutter, Euren Kindern kann nichts als Heil widerfahren. Möge Gott über uns alle seine Hände halten!" Damit nahm er Abschied, wandte sein Roß und ritt schnell durch das Gatter.

Es brauchte wohl dreier Tage oder einer ganzen

Woche, wollte man alles erzählen, was ihm auf seiner Fahrt durch die Länder widerfuhr. Eines Tages kam er auf eine Burg geritten, deren Herr ununterbrochen in Fehden verwickelt war, so daß er gerne Leute behielt, die frisch zu reiten und sich mit allerlei Feinden herumzuschlagen wagten. Dort stand der Jüngling ein und war bald der Rascheste von allen, wo es zu rauben galt; wenn die andern etwas liegen ließen, er stieß es sicher in seinen Sack. Rauh oder glatt, grade oder krumm, nichts war ihm zu gering zum Raube. Das Roß nahm er samt dem Rind, das Wams samt dem Schwert, den Mantel samt dem Rock, den Bock samt der Geiß, das Schaf samt dem Widder, daß dem Beraubten auch nicht eines Löffels Wert in Händen blieb. Den Weibern zog er Pelz, Mantel, Rock und Hemd vom Leibe und schwoll von Tag zu Tag mehr vor Hoffart, da das beste Teil stets ihm zufiel, wo immer es einen Raubzug gab. So blies ihm das erste Jahr der Wind gar freundlich in die Segel, und sein Schifflein schwamm munter den Strom hinab. Dann aber reizte es ihn, wieder einmal nach Hause zu kehren, um sich vor seinen Verwandten zu zeigen. So nahm er denn Abschied vom Herrn und seinen Gesellen, befahl sie Gottes Hut und begab sich auf den Heimweg.

Als er in sein Heimatdorf einritt, ging man ihm nicht etwa entgegen, nein, man lief, drängte und überstürzte sich. Vater und Mutter sprangen, als ob ihnen ein Kalb verendete, und jeder wollte der erste sein, das Botenbrot zu verdienen. Magd und Knecht rief nicht etwa: „Gott grüß dich, Helmbrecht!“, sondern: „Ei, Herr Junker, seid uns gottwillkommen!“ Seine Schwester lief ihm entgegen und preßte ihn in ihre Arme. Da er schnell weiterritt, zogen die Alten hinter dem Rosse drein und empfingen ihn erst an der Tür, als ob sie einen Fürsten begrüßten. Indessen war er immer stolz auf seinem Rosse gesessen. Der Menge dankte er in einer

verderbten Sprache: „Gott schütze Euch, liebe Kindekens!“, der Schwester lateinisch: „Gratia vester!“, dem Vater auf Romanisch: „Deus sal!“, der Mutter gar auf Böhmisch: „Dobra ytra!“ Darob sahen die beiden Alten verdutzt einander an: Er kann unser Sohn nicht sein,“ sagten sie, „eine gewaltige Ähnlichkeit verwirrt uns die Sinne.“ Er ist ein Böhme oder ein Wende“, meinte die Mutter. „Wenn es nicht ein Walache ist“, erwiderte der Vater. „Ei,“ mengte die Schwester sich ein, „als ich ihn umarmte, dankte er mir auf Lateinisch! und hielt ich ihn für einen Pfaffen.“ Aber der Freiknecht rief: „Uns hat er mit ‚Liebe Kindekens!‘ begrüßt, ich will des Satans sein, wenn er nicht von Sachsen oder Brabant daher kommt!“

Da trat der Vater auf ihn zu und fragte ihn schlecht und recht: „Bist du's, mein Sohn Helmbrecht? Sprich ein Wort nach unserer und der Väter Sitte, daß ich's verstehen mag! Du sagst immer: Deus sal!, daß ich nicht weiß, was ich damit beginnen soll. Sprich ein deutsch Wörtlein, Helmbrecht, so will ich selbst dein Pferd abwischen, so wahr Gott dir helfe!“ „Ei,“ erwiderte er, „wat snakt je dor, Buer, und dies Schandwif dor? Mir sall, weet Gott, kein Buersmann min Pert und minen adligen Lif angripen!“ Da erschrak der Wirt noch mehr und rief: „Bist du's, mein Sohn Helmbrecht, so will ich dir ein Huhn braten und eines sieden, das sei dir ohne Falsch gesagt. Bist du's aber nicht und seid Ihr ein Böhme oder Wende, dann zieht Eures Weges, Junker, und pocht bei Euresgleichen an! Für Euch ist weder Met noch Wein an meinem Tisch zu holen!“

Indessen aber war es spät geworden, und der Ankömmling bedachte, daß kein Wirt in der Nähe sei, wo er nächtigen könnte. So entschloß er sich denn und sagte: „In Gottes Namen, ich will in Eurer Sprache mit Euch reden und Euch sagen, wer ich bin.“ „Wer bist du?“ fragte der Alte. „Der Euren Namen trägt.“ — „So

nennt mir den Namen!“ — „Helmbrecht heiß’ ich, Euer Sohn, und noch vor einem Jahre Euer Knecht!“ — „Was, Ihr?“ — „Ich bin es.“ — „So sagt mir an: wie heißen meine vier Ochsen mit Namen?“ — „Das sollt Ihr erfahren, denn ich pflegte sie einst und schwang meine Geißel über sie: Ur heißt der eine, dessen brauchte der wackerste Bauer sich nicht zu schämen; Räme der andere, kein besserer wurde je gejocht; Erge der dritte, bin ich nicht klug, daß ich sie so fein zu nennen weiß? Sonne der vierte, aber nun auf das Tor vor mir!“ Da rief der Vater: „Tür und Tor, nicht länger sollst du mehr warten. Bett und Schrein, alles steht offen für dich!“

Da wurde er denn gleich einem Fürsten bewirtet: das Pferd ward entschirrt, der Vater selbst trug ihm das hochgehäufte Futter hin. Die Mutter rief eilfertig ihrer Tochter zu: „Lauf, was du kannst, hol’ und reiche Polster und weiche Kissen!“ Die legten sie ihm unter den Arm an den warmen Ofen, daß er sanft schliefe, bis das Essen fertig würde. Als es dann so weit war, er sich ausgeschlafen und die Hände gewaschen hatte, wurde das Essen aufgetragen. Da gab es fein geschnittenes Kraut mit beiderlei Fleisch, fettem und magerem, fetten, mürben Käse, eine gemästete Gans, überm Feuer am Spieße gebraten und groß wie eine Trappe, ein gesottenes Huhn, ein gebratenes Huhn und noch vielerlei köstliche Speisen, wie nie eines Bauern Tisch sie gesehen. „Hätt’ ich Wein,“ sagte der Vater, „heut’ müßt’ er getrunken sein! Aber wir haben einen Quell im Hof, der hat nicht seinesgleichen im Land, es wäre denn der zu Laubenbach.“ „Aber den bringt uns leider keiner her“, setzte er verlegen scherzend hinzu.

Als abgegessen war, konnte der Alte sich nicht enthalten und fragte eifrig, wie es denn bei Hofe zugehe? „Einst,“ sagte er, „als dein Großvater selig, der Meier Helmbrecht, noch lebte, sandte er mich mehr als einmal zu Hofe, um Käse und Eier abzugeben, da sah ich

mancherlei, wie es zu meiner Zeit dort herging. Die Ritter waren schön und fröhlich und kannten kein Arg. Da hatten sie zum Beispiel eine Sitte, durch die sie sich bei den Frauen beliebt machen wollten, das nannten sie Buhurdieren, wie mir einer dort sagte, als ich den Namen davon wissen wollte. Das machten sie so, daß sie daherfuhren, als ob sie irrsinnig geworden wären, aber ich hörte stets nur, daß sie darum sehr gelobt wurden. Eine Schar fuhr her, die andere hin, einer kam daher und noch einer und wollten einen Dritten stoßen. Außerdem hatten sie auch einen Tanz, den schritten sie unter weithin schallendem Gesang. Dann kam ein Spielmann und hob die Geige. Da standen die Frauen auf, die gar lieblich anzusehen waren, gingen auf die Ritter zu und nahmen sie bei den Händen. Das muß ihnen gar wonnig gewesen sein! Denn die Ritter gefielen den Frauen und die Frauen den Rittern, und Junker und Mädchen tanzten fröhlich im Kreis. Wenn sie dessen dann überdrüssig waren, so kam einer und las ihnen die Mär vom Herzog Ernst, wie sie ihn nannten, und das machte allen ein großes Vergnügen. Der eine schoß mit dem Bogen nach der Scheibe, der andere ritt zu seiner Lust, ein Dritter wieder ging auf die Pürsch. Es war ein goldenes Leben bei Hofe zu jener Zeit."

„Ei," erwiderte der Sohn, „heut' gilt es anders reden, will man recht in höfischen Dingen tun. Trink, heißt es nun, trinkst du dies, so trink ich das, so wird es uns wohl ergehen. Schaff Wein, Wirt, vom besten, das ist unsere Sorge bei Tag und Nacht. Süße Schenkin, schreiben wir unsern Liebesbrief, füll' uns die Kanne bis zum Rand! Ein Narr und Affe, der den Wein um Weiber gibt. Die so lebten, wie Ihr sagt, sind lang mit Schimpf und Schande in den Bann gejagt und nicht weniger verfemt wie der Henker." — „Aber haben sie ihren Kampfruf noch: „Heia, Ritter, seid doch fröhlich?" fragte der Alte.

„Ei, was nicht gar", erwiderte der Sohn. „Heut' heißt der Kampfruf: Jage, Ritter, jage, jag, stich, stich, schlag, schlag, stümmle den, hau den Fuß fort, schlag die Hand ab, henke diesen, fange jenen, denn er ist reich und hat wohl hundert Pfund bei sich." „Aber nun will ich schlafen gehen," setzte er hinzu, da das Gespräch ihn langweilte, „ich bin lang geritten und bedarf der Ruhe." Sogleich taten sie, wie er geboten hatte, und Schwester Gotlinde breitete ihm, da sie Leilachen nicht kannten, ein frisch gewaschenes Hemd über das Bett, in dem er bis hoch in den Tag hinein schlief.

Es war nur billig, daß er am nächsten Morgen die Herrlichkeiten verteilte, die er für Vater, Mutter und Schwester von Hofe mitgebracht. Dem Vater machte er einen Wetzstein, eine Sense, ein Beil und eine Holzhacke zum Geschenk — hei, welche Kleinodien für einen Bauer! Die Mutter erhielt einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen, Gotlinde eine seidene Schärpe, die bei einem Krämer gestohlen war, der Knecht feine Riemenschuhe, die er nicht anzuziehen verstand, und die Magd ein Kopftuch und ein rotes Band, die sie beide just höchst nötig hatte. Als eine Woche verstrichen war, daß er bei dem Vater weilte, dünkte es ihn, als habe er schon ein ganzes Jahr ohne Rauben gelebt. Er wollte Abschied nehmen, aber der Vater hielt ihn zurück. „Bleib, lieber Sohn," sagte er, „du brauchst nichts zu tun, als dir die Hände waschen, ich will dir alles geben, dessen du bedarfst. Ist dies nicht besser, als abends und morgens reiten müssen in Sorge und Furcht, daß nicht ein Feind dich fange, verstümmle oder henke?" „Ei, Vater," entgegnete er, „schön Dank für Trank und Speise! Aber seit ich keinen Wein getrunken habe, schnür' ich den Gürtel drei Löcher enger, da braucht's Rinder, Vater, eh' mir der Gürtel wieder steht wie zuvor. Ich weiß da irgendwo einen Richter, an dem hab' ich noch ein schweres Leid zu rächen, das er mir angetan. Ritt er mir da nicht

eines Tags mitten in meines Paten Saatfeld hinein? Aber er soll mir's büßen, wenn ich ihm Rinder, Schafe und Schweine laufen mache. Dann ist da noch ein Zweiter, ein Reicher, den sah ich mit eigenen Augen Brot zu Krapfen essen. Hol' mich der Teufel, wenn er mir's nicht entgilt! Aber wenn ich selbst diese beiden laufen ließe, da weiß ich mir einen Dritten, für den könnt' ein Bischof beten und es hülfe ihm nichts!" „Was hat er dir denn getan?" fragte der Vater. „Ei, er ließ den Gürtel herab, als er bei Tische saß! Hat man dergleichen je gehört? Aber wenn ich ihm für diese Unbill nicht Pflug und Wagen ausspanne und mir ein hübsches Kleid darum zu Weihnachten kaufe, so nennt mich einen Feigling! Was meint er denn, wie man's treibt, er alter Gauch? Einer blies gar den Schaum vom Biere — soll ich mir das gefallen lassen? Bald sollst du von Helmbrecht Märe hören, daß weite Höfe leer geworden sind. Find' ich den Mann nicht, nun, so find' ich wenigstens seine Rinder!" Der Vater erschrak ob dieser Rede: „Um Gottes willen, Sohn," rief er, „wer sind die bösen Gesellen, die dich lehrten, den Leuten ihre Habe wegnehmen, weil sie Brot zu den Krapfen essen?" „Gute Lehrmeister, Vater", erwiderte er. „Da sind zum Beispiel Lämmerschlind und Schlickenwidder, dann Höllensack und Rüttelschrein, Kühfraß und Müschenkelch, alle sechs die trefflichsten Zuchtmeister von der Welt. Kennst du meinen Gesellen Wolfsgaum? Ich sage dir, dem sind seine Muhmen, Basen, Oheime und Vettern so lieb, er ließe ihnen nicht einen Faden am Leibe, und wär' es Hornungswetter! Und dann erst mein Gesell Wolfsdrüssel! Der braucht nur in die Nähe zu kommen, so springen Schlösser und Riegel von selber auf. Hundert Schlösser hab' ich selbst gezählt, die er so ohne Schlüssel aufschloß! Weißt du mir einen höfischern Namen als Wolfsdarm? Der so heißt, hat ihn von der edlen Herzogin aller Diebe und Landstreicher Hilarie von Navarra persönlich bekommen.

Hei, das ist mir noch ein lustiger Gesell! Der wird dir des Raubes nimmer voll, weiß Gott, den zieht's zum Bösen wie die Krähe nach der Saat." „Und wie nennen deine Freunde dich, wenn sie dich rufen wollen?" fragte der Vater. „Kennt Ihr mich nicht?" erwiderte Helmbrecht. „Schlinzgau bin ich, der Bauern Schreck. Ihre Kinder müssen von dem Wasser essen, das ich koche. Dem quetsch' ich das Auge aus, diesem zerschlag' ich den Rücken, den bind' ich in den Ameisenstock, jenem reiß' ich mit Zangen das Haar aus dem Bart, zieh' ihm die Kopfhaut ab, zermalm' ihm die Glieder, häng' ihn an den Flechsen auf den nächsten Baum! Wo unser zehne reiten, mögen zwanzig kommen! Unser ist alles, was dem Bauer gehört."

„Die du da nennst," sagte der Vater, „du kennst sie wohl besser als ich. Aber wie wild sie immer sein mögen, dies sage ich dir: Wenn Gott selbst es will, so kann ein einziger Scherge machen, daß sie ihm zu Willen gehen müssen, und wären es ihrer dreimal so viele!" — „Gut, so will ich, und bäten mich alle Könige darum, nicht länger tun, was ich bisher für dich getan habe", rief der Sohn. „Gänse, Hühner, Rinder, Käse und Futter hab' ich dir bis heute gefriedet, aber das soll fürderhin anders sein. Wie, willst du frommen Knappen an ihre Ehre reden, die nie um eines Haares Breite von dem Weg gewichen, der ihnen recht und gut erschien? Denn Rauben heißt das Rechte und Stehlen das Gute. Wahrlich, hättet Ihr's nicht verschwatzt und uns nicht so heftig verunglimpft, ich hätte Eure Tochter Gotlinde meinem Gesellen Lämmerschlind zur Frau gegeben. Da würde sie, weiß Gott, das beste Leben gehabt haben, das je ein Weib an eines Mannes Seite gewann. Pelze, Mäntel und Leinen, die schönsten, die man im Reiche findet, hätt' er ihr die Fülle gegeben. Und hätte sie allwöchentlich ein springjunges Schlagrind zum Essen haben wollen, er würde ihr's nicht geweigert haben. Als mich Lämmer-

schlind zuerst um dich bat, Schwesterlein Gotlinde, sagt' ich ihm sogleich: ‚Keine Furcht, mit Euch zweien ist es so bestellt, daß keins von Euch es zu bereuen haben wird. Glaub', die läßt dich nicht lange baumeln, wenn sie dich henken: mit ihren eigenen Händen schneidet sie dich ab und schleift dich selbst bis dahin, wo dir das Grab am Kreuzweg gegraben ist, und streut dir Weihrauch und Myrrhen ein ganzes Jahr und ehrt dein Gebein, denn sie ist rein und gütig. Wenn dir Heil widerfährt und sie blenden dich, so nimmt sie dich an der Hand und führt dich Wege und Stege durch alles Land. Schlagen sie dir den Fuß ab, so bringt sie dir jeden Morgen die Stelzen ans Bett. Verlierst du die Hand, so schneidet sie dir das Fleisch und das Brot vor bis an dein Ende.' Da entgegnete Lämmerschlind: ‚Wenn sie mich nimmt, so will ich ihr drei Säcke, bleischwer, zur Morgengabe geben: in dem einen liegt unverschnittenes Leinen, die Elle zu fünfzehn Heller, wenn's reicht, da soll sie mir die Hände überm Kopf zusammenschlagen. In dem andern gibt's Schleier, Röcklein und Hemden, die kann sie alle tragen wie eine Freifrau. Der dritte Sack ist auch nicht übel gestellt und über und drüber gestopft mit niederländischem Tuch, feinem Zeug, Bunt- und Edelpelzen, davon sind zwei mit Scharlach überzogen und einer von schwarzem Zobel. Das alles hab' ich in einer Bergschlucht versteckt, und es soll ihr gehören an dem Tage, da sie mich nimmt.' Ach, Schwester, all die Schätze hat dir nun dein Vater mit seinem Geschwätze verscherzt! Wie schmerzt es mich, wenn ich denke, wie du nun als eines Bauern armseliges Weib nähen, dengeln, schwingen und Rüben graben wirst und widerwillig in gemeinem Bette bei ihm liegen. Verflucht sei dein Vater, daß er dir dies angetan hat! Wahrlich, der meine ist er nicht, denn als meine Mutter mich fünfzehn Wochen trug, kroch ein feiner Edelmann zu ihr ins Bett und gab mir, gleich meinem Paten, den hochmütigen Sinn zum Erbe mit." „Wahr,"

rief die Schwester, „glaube mir, auch ich bin nicht sein rechtes Kind! Ein hübscher Ritter lag bei meiner Mutter, zur Zeit, als sie mich auf dem Arme trug, der hatte sie gefangen, als sie einmal des Abends spät in den Wald ging, Kälber zu suchen. Denn auch mein Sinn ist hochgemut, viel lieber Bruder Schlinzgau, daß Gott dir Freude gebe.“ Dann setzte sie heimlich hinzu: „Nun schaffe, daß Lämmerschlind mein Mann wird, dann brodelt mir die Pfanne, ist mein Wein gelesen, mein Bier gebraut, mein Korn gemahlen und der Schrein gefüllt. Hab' ich nur die drei Säcke, so bin ich für immer der Armut frei. Glaube mir, er soll alles an mir finden, was ein Mann von einem starken Weib begehrt. Da man meine Schwester in die Ehe gab, ging sie vielleicht an einem Stabe des Morgens darauf? Nun, ist *sie* nicht daran gestorben, so wird es ja wohl auch *mein* Tod nicht sein. Hör mich an, Bruder, mein lieber Gesell, doch schweige von allem, was ich dir sage: übern Berg führt ein schmaler Weg am Kiefernhang, dort folg ich dir und will Vater und Mutter entlaufen und bei ihm liegen jede Nacht.“ Vater und Mutter hörten nichts von dieser Rede. Helmbrecht und Gotlinde aber kamen heimlich überein, wie sie es bewerkstelligen wollten. „Du sollst ihn haben“, sagte Helmbrecht, „und all seinen Reichtum dazu. Ich werde dir einen Boten senden, dem folge, wohin er dich weisen wird. Wir wollen eine glänzende Hochzeit richten, halte dich bereit! Und nun behüte dich Gott, denn ich will fort.“

Er rief der Mutter noch einen Abschiedsgruß zu, ohne des Vaters zu achten, und ritt dahin, woher er gekommen war. Angelangt, erzählte er sogleich Lämmerschlinden, daß Gotlinde gewillt sei, ihn zum Manne zu nehmen. Dafür küßte ihm dieser Hand und Kleid und schnob gegen den Wind, der von Gotlinden wehte.

Dann ging es an die Zurüstungen zur Hochzeit: manche Witwe und Waise wurde da ihrer Habe beraubt und

blieb in Elend und Jammer, ehe Held Lämmerschlind und sein Gemahl Gotlinde auf dem Brautstuhl saßen. Das war ein weither gesammeltes Hochzeitsmahl, das sie verzehrten: Tag und Nacht waren die Kempen unterwegs und führten und trieben beladene Wagen und Rosse vor Lämmerschlinds Haus. Als dann alles gerüstet war, sandte Helmbrecht seinen Boten, der im sausenden Ritt Gotlinden zur Hochzeit brachte.

Als Lämmerschlind vernahm, daß sie angekommen war, ging er ihr wunderschnell entgegen und begrüßt sie: „Willkommen, Frau Gotlinde“, sagte er. „Gott lohn Euch, Herr Lämmerschlind“, entgegnete sie. Sie sah auf ihn, er sah auf sie, so begegneten sie sich mit den freundlichsten Blicken und ließen sie gar artig hin- und widerspielen. Lämmerschlind schoß seinen Bolzen gegen Gotlinde, indem er die höflichsten Reden wider sie von Stapel ließ; Gotlinde vergalt es Herrn Lämmerschlind, indem sie auf jungfräuliche Weise ein gleiches tat. Da ertönte plötzlich eine Stimme: „Nun laßt uns zusammengeben: Herrn Lämmerschlind mit Gotlinden und Frau Gotlinde mit Lämmerschlinden.“ Ein uralter Greis, der sich auf dergleichen Dinge verstand, erhob sich, hieß sie beide in einen Ring treten und sprach also zu Lämmerschlind: „Wollt Ihr Frau Gotlinden zur Ehefrau nehmen, so sprechet: Ja.“ „Gerne“, sagte Lämmerschlind. Da fragte der Alte noch einmal. „Gerne“, sprach der Knappe wieder. „Nehmt Ihr sie gerne?“ fragte der Alte zum drittenmal. „Bei meinem Leben, ich nehme sie gerne“, wiederholte Lämmerschlind. Da wandte er sich zu Gotlinden: „Wollt Ihr Lämmerschlind zum Ehemann nehmen?“ „Ja, Herr, wenn es Gottes Wille ist.“ „Nehmt Ihr ihn gern?“ sagte er zum andernmal. „Gern, Herr, gebt ihn mir nur her!“ Da fragte er zum Dritten: „Wollt Ihr ihn aber auch wirklich?“ „Wirklich, Herr, aber nun hätt' ich ihn schon gern.“ Da gab er Gotlinden dem Lämmerschlind und den Lämmerschlind Got-

linden und trat ihr auf den Fuß. Da huben alle zu singen an.

Indessen war das Essen bereitet, bei dem es nicht ohne Amtleute für Braut und Bräutigam abging. Schlinzgau war Marschall und hatte den Rossen den Balg zu füllen. Schlickenwidder war Schenke, Truchseß Höllensack wies den Gästen die Plätze an, Rüttelschrein war Kämmerer, Kühfraß Küchenmeister und hatte die Kuchen, Gebratenes und Gesottenes zu verteilen, Müschenkelch reichte das Brot. Wolfsgaum, Wolfsdrüssel und Wolfsdarm leerten indessen zahllose Schüsseln und Becher, und die Speisen schwanden vor den Gästen, als hätte ein rascher Wind sie vom Tische geweht, daß kaum so viel an den Knochen blieb, als ein Hund davon abnagen möchte. Denn es ist ein weises Wort, daß der Mensch nie so sehr nach Speise giert, als da sein Tod ihm nahe ist.

„Weh mir, lieber Lämmerschlind," sagte die Braut Gotlinde, „mich graust es in meiner Haut: es müssen fremde Leute nahe sein, die Böses wider uns wollen. Eia, Vater und Mutter, daß ich so ferne von Euch bin! Mir ist das Herz so schwer, denn die Leute sagen, wer zu viel will, dem wird zu wenig gegeben, und Begier stürzt bald in den höllischen Abgrund um ihrer Sünde willen. Wär' ich zu Haus, o wär' ich nie meinem Bruder gefolgt." Braut und Bräutigam verteilten eben ihre Gaben an die Spielleute, da drang selbfünft der Scherge mit seinen Knechten herein. Das Mahl ward zerschmissen, das Fest zunichte gemacht. Sie retteten sich in den Ofen, unter die Bänke und stießen einander im wüsten Gedränge. Wer den vier Knechten entrann, den schleifte der Scherge selbst am Haar hervor. Alle zehn wurden mit starken Stricken gebunden, auch Gotlinde verlor ihr Brautgewand: man fand sie später an einem Zaun zusammengebrochen liegen. Sie hielt ihre beiden Brüste mit den Händen bedeckt. Was weiter mit ihr geschah, ist nicht bekannt geworden.

So hatte Gott selbst die Rache in die Hand genommen, daß ihnen das Licht erlosch, die Röte vergilbte, und die sonst wohl allein ein Heer geschlagen haben würden, von einem einzigen lahmen Schergen hatten gefangen werden können. Als der Gerichtstag kam, da sie gehängt werden sollten, mußte jeder, seine Diebsbürde auf dem Rücken, die nach Recht dem Schergen zufiel, sich zu der Stätte schleppen. Lämmerschlinden hatten sie die beiden Rindshäute, um die Gotlinde nun betrogen war, an den Hals gebunden, doch hatte er leichter zu tragen als seine Gesellen, wahrscheinlich, weil man den Bräutigam in ihm ehren wollte. Am schwersten aber trug einer, den man mühsam unter der Last dreier Rohhäute vor dem Richter keuchen sah: das war der Schwäher, Herr Schlinzgau Helmbrecht. Fürsprech ward ihnen keiner gegeben, neun von ihnen wurden gehenkt. Aber was geschehen soll, geschieht: der eine, der übrig blieb, war des Schergen rechtmäßiger Anteil an dem Fang und wurde ihm übergeben, daß er nach freiem Willen mit ihm verfahre. Dies aber war derselbe, Herr Schlinzgau Helmbrecht. Da stach ihm der Scherge die Augen aus. „Dies", sprach er, „um deinen Vater." Dann schlug er ihm eine Hand und einen Fuß ab. „Dies", sagte er, „um deine Mutter."

An einem Kreuzweg war's, da nahm der blinde Dieb Helmbrecht jammernd Abschied von seiner Schwester Gotlinde. Ein Stab und ein Knecht führten ihn heim in seines Vaters Haus. Aber der behielt ihn nicht und jagte ihn fort. „Deus sal, Herr Blinder," rief er ihm zu, „meine Knechte sollen Euch mit Schlägen von hinnen treiben, wenn Ihr nicht selber geht." „Kennt Ihr mich nicht, ich bin's, Euer Kind", sagte in Jammer und Scham der Blinde. „Ei, was Ihr Eisen fräßt, wenn Ihr nun auf dem Hengste säßet", erwiderte der Alte. „Ist Schlinzgau nun ein blinder Mann? Geht dahin und kehret nimmer vor meine Tür!" „Überwindet den Teufel in Euch um den Willen Gottes," flehte der

Arme, „und laßt mich Elenden hier unterkriechen. Die Bauern sind mir gram und jagen mich fort, so weiß ich niemand, der sich meiner erbarmen möchte.“ Aber der Wirt entgegnete, ob ihm das Herz auch brechen wollte, denn es war sein eigen Fleisch und Blut, was da verwüstet und blind vor seiner Türe stand: „Ich kann es nicht, Ihr wart zu grauenvoll. Nie ging Euer Pferd in sanftem Trab, Ihr ließt es nur sausen und stieben. Mann und Weib atmen befreit, nun Ihr so elend geworden. Lieber wollt' ich, den ich nie mit Augen sah, bis an seinen Tod im Hause pflegen, als Euch auch nur die Hälfte eines Brotes reichen. Drei meiner Träume sind an Euch erfüllt, weh, wenn auch der vierte Wahrheit würde.“ „Führe ihn fort, Blindenknecht“, rief er dann dem Begleiter des Elenden zu und schlug ihn. „Ich will keinen Blinden schlagen, doch möcht' ich mich anders besinnen, wenn es noch lange währt.“ Dann schob er den Riegel vor. Aber die Mutter steckte ihrem Kinde heimlich ein Brot zu und hieß ihn gehen. Gebückt schlich er sich weiter. Doch wo er draußen auf den Feldern erschien, schrien die Bauern ihm und dem Knechte zu: „Ha, ha, Dieb Helmbrecht, wärst du ein Bauer geblieben wie ich, man führte dich nicht als einen Blinden durchs Land.“

So lebte er noch ein volles Jahr in bittrer Not, bis er durch Hängen den Tod erlitt. Als er nämlich eines Morgens durch einen tiefen Wald ging, um sich Nahrung zu suchen, bemerkte ihn ein Bauer, der mit einigen andern zum Holzklöben da draußen war, wie er blind seines Weges daherkam. Sogleich fragte der Mann seine Gesellen, ob sie ihm gegen ihn helfen wollten? Denn Helmbrecht hatte ihm einst eine Kuh geraubt, da niemand als die Kinder sie hüteten. „Hol mich der Teufel, wenn ich ihn nicht zu Staub zermalme, feiner, als man ihn in der Sonne wirbeln sieht!“ rief unverzüglich einer von den Angeredeten: „Mir und

meinem Weib zog er einmal die Kleider vom Leibe, dafür nehm ich mir ihn als Pfand." „Und wenn er drei statt einem wäre," fiel ein zweiter ein, „die brächt' ich ganz allein um. Mir hat er die Hütte erbrochen und alles genommen und verschleppt, was darinnen war." Ein dritter bebte wie Laub, als er seiner ansichtig wurde: „Ich drehe ihm den Hals ab wie einem Huhn", rief er: „Bei dunkler Nacht stieß er mir mein schlafend Kind mit in seinen Sack, als er das Bettzeug rauben wollte, und schüttete es in den Schnee, der Hund, als es erwachte und schrie." „Hei, daß ich ihn noch einmal mit Augen sehen darf, um nach Herzenslust mein Spiel mit ihm zu haben!" sagte der vierte. „Mein Kind hat er genotzüchtigt, mich selbst der Kleider beraubt, so daß ich nackend blieb wie ein Besenstiel! Und wär er dreimal blind und groß wie ein Haus, ich hing ihn doch an dem ersten Aste, den ich finde!" „Hierher, hierher, näher, näher", schrien sie alle auf einmal, gingen auf den Blinden los und schlugen ihn. „Nun hüte deine Mütze, Helmbrecht!" riefen sie dann und fuhren ihm mit wütenden Fäusten in sein goldenes Haar. Da ward alles zerrauft und zerstört, was der Scherge etwa noch übrig gelassen. In Fetzen, keinen Pfennig groß, zerfiel die kostbare Mütze, und Sittiche und Lerchen, Sperber und Turteltauben bedeckten in Stücke gerissen den Weg. Locken seines Haars und Fähnlein zerschlissenen Zeuges flatterten durch die Luft, bis sein Kopf kahl, sein wildes gelbes Gelock auf dem Boden zerstreut, die Haube zu wehenden Fäden zernichtet war. Sie ließen ihn keine Beichte sprechen, einer kratzte einen Brosamen Erde auf und reichte ihm den als Zins für das höllische Feuer. Dann hängten sie ihn an einem Baume.

Die Wiener Meerfahrt.

In der guten Stadt Wien in Österreich trug sich einmal eine höchst seltsame Geschichte zu. Wer die Stadt kennt, weiß, daß sich's darin gut und in Freuden leben läßt, wenn man nur Golds und Silbers nicht spart. Zwar gibt es dort ein Bad, wo ein Mann, der da als Fremder hineingerät, gleich ums Geld samt den Kleidern geprellt wird, so daß er schier nackend und seiner Barschaft beraubt wieder herauskommt, sonst aber ist die Stadt jeden Lobes wert: erfüllt von Rossen und Wagen, lebt sie in allerlei Kurzweil, Singen, Sagen und Saitenspiel. Nichts Adliges oder Gemeines, das dort für Geld nicht zu kaufen wäre: Störe aus der Donau, süßer Wein aus Ungarn und manches lustige Fräulein lieblich und reich.

Eines Tages nun hatte sich eine Gesellschaft von reichen Bürgern, teils solche, die schon miteinander bekannt waren, teils fremde Zuzügler, beim Weine zusammengefunden. Man wurde bald fröhlich, denn der Wein, den man dort schenkt, ist gut und stark und ein gewaltiger Sorgenbrecher. Speisen wurden da aufgetragen, daß die Tische sich bogen, wohl zubereitet mit Gewürzen und Safran, damit der Wein um so süßer munde, dazu gescherzt, gelacht und getrunken den ganzen langen Tag. Es war ein laubenartiger Söller, mit grünem Gras bestreut, wo das Gelage stattfand. Da wurden die Gläser selten leer, sie tranken, bis ihnen die Köpfe dampften. Aber auch dann kannten sie noch kein Erbarmen. Becher um Becher wurde bis zum Grund gekostet, daß am Ende

einer den andern nicht mehr erkannte. Als der Abend gekommen und das Licht angezündet war, ging es erst recht an ein Zechen und Pokulieren, immer wieder schrien sie nach neuem Wein, dem Wirt nicht eben zuleide, bis ihnen die Füße wie Kugeln rollten. Da wurde ein jeglicher von ihnen ein reicher Mann: der sich sonst kümmerlich von einer Morgensuppe ernährte, gelobte nun seinem Freunde feierlich, ihn mit Geld und Kleidern zu beschenken; der beklagte seine Sünden, jener berechnete seinen Stammbaum von Adams Rippe her, durch den er mit seinem Nachbar nicht weitläufiger verwandt sei, als Akers in Palästina von Prag entfernt liege. Darüber wurden beide ohnemaßen glücklich. Dieser erzählte vom Meer und der Pilgerfahrt zu St. Jakob von Kompostella, ein andrer wieder vom Heerzug wider die preußischen Heiden, ein dritter wurde so gelenk, daß er taumelnd von der Tafel auf die Bank hinuntersprang, um Zeit seines Lebens davon hinkend zu bleiben. Selbst die Stärksten fielen unter die Bänke, indes der Küfer ununterbrochen mit leeren und gefüllten Krügen hin- und widerlief.

In dieser Weise ging es eine erkleckliche Zeit her, da sagte einer von den Bürgern: „Wenn Ihr mir folgen wolltet, so hätte ich einen Vorschlag zu machen, was nun am besten zu tun wäre." „Laß Wein bringen!" schrien alle, „so wollen wir hören, was Wunderbares du uns zu sagen hast." „Es ist an der Zeit," sprach der Bürger, „daß wir unsern Sinn Gott zuwenden. Ich schlage vor, daß wir uns zusammentun und, wie wir hier sind, zu Gottes Ehre über Meer fahren." „Wohl gesprochen, Nachbar!" rief einer, der neben ihm saß, bald begannen auch drei und vier den Ablaß zu preisen, den man über Meer holt, schließlich schrie die ganze Kumpanei mit Tosen und Lärmen: „Auf! Laßt uns mit einer stattlichen Schar dahinfahren um Gottes Barmherzigkeit willen!" Man beschloß, Akers in Palästina

zum Ziel der heiligen Reise zu wählen, und begann sogleich mit den Zurüstungen. Alle rückten näher zusammen, der Wein stieß ihnen ins Hirn, sie malten sich aus, was Wunders sie alles mit sich führen wollten: Speisen die Menge wurden da ins Schiff geschafft, Fässer guten Getränks und ganze Berge von Gold und Silber. Der Küfer füllte die Krüge, auch der Wirt stieß noch bei Nacht zu den Pilgrimen und ließ am Ende eine große Menge Latwerge herbeiholen. Dieser gab Muskat, der Ingwer, jener Galpan, der eine Rosinen, der andre Näglein dazu. So tranken sie den Wein, heiß und kalt, daß die Alten jung und die Jungen alt davon wurden. Sie hatten es eilig mit der Fahrt, aber das Meer war immer noch weit. Da erhuben sie ein gewaltiges Singen, daß der Söller von dem Lärmen erzitterte, und neigten ihre Häupter, zum Danke, daß des süßen Weines Kraft sich so gewaltig an ihnen bewähre. Alle brannten vor Ungeduld nach dem Meer, tranken und fuhren immerzu, bis es ihnen schien, als ob sie nun den halben Weg gefahren wären. Da schrien sie, man möge nur um Gottes willen das Schiff wohl bewahren, damit ihnen nicht am Ende das Wasser etwas antäte: so wurde das Segel aufgesetzt und der Anker gelichtet. Höher und höher schwoll die Flut des Weins: man redete, schwatzte, pries die heilige Fahrt, zechte, daß sich die Balken bogen, und hatte richtig bald das Gefühl, auf offenem Meere zu treiben. Da erhuben sie mit lauter Stimme ihren Pilgergesang: „In Gottes Namen fahren wir!", daß es von dem Söller in die Nacht hinausschallte. Einer sagte: „Freund, dir übergebe ich Weib und Kind auf Seele und Leben, daß du sie mir wohl behütest, wie es einem Freunde geziemt." Der eine kannte den andern nicht mehr, so fuhren sie gehobenen Mutes weiter, beteten um guten Wind, schrien oder flehten, der Küfer möge neuen Wein bringen, und ließen sich dessen süßen Duft unter die Nase schlagen. Dieser lag da und schlief,

der rief und tobte, jener fiel stolpernd zu Boden. „Es ist das Schiff, was so schwankend geht", sprach einer. „Ein Unwetter kommt über uns," schrie der andre. Darob geriet ein dritter in Angst und begann, sich heftig vor dem Winde zu bekreuzen. „Ach", rief ein vierter, „wie tut mir doch der Kopf so weh! Aber nun möge es gehen, wie Gott will. Soll ein Unwetter herankommen, ach, wir werden geringe Freude davon haben." Da erhub sich ein gewaltiges Trauern und Wehklagen unter ihnen, der beklagte sein Leben, jener Kinder oder Weib, einer seine Seele, ein andrer Geld und Gut. Mit Händen und Füßen ging es an ein Schwören und Geloben, sie wollten Buße tun für alle ihre Sünden, so daß ein allgemeines Schreien, Tosen und Lärmen entstand. Der Morgen kam, und sie fuhren immer noch in Sorgen und waren, weiß Gott, noch nicht einmal halbwegs bis Brindisi. Und obwohl das Meer des Weins nun auf das höchste stieg, war dennoch weit und breit kein Land in Sicht, so daß sie zu Gott zu flehen begannen: „Hilf, Herr, hilf den armen Geschöpfen deiner Hände, gib Lehre und Rat, sonst müssen wir gänzlich verderben!" Da sah einer von ihnen einen reichen Bürger, der vom Tisch unter die Bank gefallen war, auf dem Boden liegen. „Gefährten!" rief er, „danket alle Gott, daß er uns geholfen hat! Denn nun soll Rats werden in dieser großen Wassernot! Hier liegt einer von uns Pilgern tot auf der Erde, der war schuld daran, daß das Meer sich so heftig erboste! Nehmt diesen toten Mann, der uns nichts hilft, und werft ihn aus dem Schiffe ins Wasser, so wird es mit Toben aufhören." „So walte unser der große Gott!" riefen alle auf einmal, „er ist sicherlich ein Verdammter gewesen, daß ihn das Meer so schlecht leiden mochte." Froh des Rates, standen diejenigen, die noch einigermaßen zu gehen vermochten, auf, drangen gemeinsam herzu und hoben den Liegenden unter zornigem Geschrei an das hochgelegene Fenster. Der Mann begann zu

rufen: „Laßt mich, Ihr seht doch, daß ich nicht tot und so gesund wie Euer einer bin.“ Aber sie schrien einer wie der andre: „Ihr seid ein Verdammter, Euer Leben ist ohnehin verwirkt!“ und warfen ihn, was er auch rief und bat, zum Fenster hinaus vor die Tür, mitten auf die Straße. Das ging kräftig über Stock und Stein, daß ihm Arm und Bein davon zerbrach. Dann setzten sie sich fröhlich wieder hin und tranken weiter. Der Söller schwamm von Wein, sie aber waren allen Streits und Kummers ledig und sprachen untereinander: „Uns ist großes Heil widerfahren, daß wir den Verdammten noch rechtzeitig hier liegen gesehen haben. Aber Gott selber hat ihn vertrieben und aus dem Schiffe geworfen mit seiner göttlichen Hand, als das Wasser schon über den Bord schlug. Heil uns, daß er unsere Gebete erhört hat.“ Und laut begannen sie, Gott Lob und Preis zu singen. Der Bürger, der unten lag, schrie zwar mit durchdringender Stimme Zetermordio, sie aber hörten es nicht, denn sie sangen und freuten sich unbändig, daß sie die Fahrt gen Akers unternommen hatten.

Inzwischen war es Tag geworden, da lagen sie überall wie die gemähten Garben umher, auch der Wirt lag bei seinen Gästen mitsamt dem Küfer, der statt der Rechnung den Wein im Kopfe hatte. Einige Nachbarn, die von dem Gelage gehört hatten, kamen nun herbei und riefen die Sinnlosen an: „Heda, Ihr, habt Ihr nun nicht lange genug gewacht und mit wüstem Lärm die Nacht verzecht? Die Sonne steht wohl schon baumhoch!“ „Das mögt Ihr uns nicht mißgönnen,“ entgegneten die Trunkenbolde, „wir sind die Nacht mit großen Freuden über Meer gefahren, gewaltig und ganz ohne Waffen. Gott hat uns geholfen und guten Wind gegeben, später aber erhob sich ein großes Unwetter, daß uns das wilde Wasser gewaltig in das Schiff rann. Wir wären rein ertrunken, hätte nicht einer der Pilger einen Mann entdeckt, der tot im Schiffe lag. Den

warfen wir nach Gottes und des Schiffsherrn Gebot ins Meer, so wurde zum Glücke der Sturm und der Donner besänftigt."

Unterdessen hatte der Bürger, der aus dem Fenster geflogen war, immerzu laut geschrien und Klage erhoben. Von allen Seiten strömten die Leute zusammen und drängten sich um ihn. Als seine Freunde sahen, welcher Schaden ihrem Verwandten geschehen war, liefen sie zornig hinauf, um die zu erschlagen, die das getan hatten. Aber die Trunkenen erwiderten: „Was wollt Ihr von uns? Haben wir darum Gott gedient und auf dem heiligen Pilgerwege alles verzehrt, was wir besaßen, damit Ihr uns nun feind sein sollt? Hätte der Mann uns nicht gerettet, wir wären allsamt verloren gewesen. Auch taten wir nichts, als was der Schiffsherr uns hieß — halleluja!" Aber die Freunde waren damit nicht zufrieden, drängten mit klingenden Schwertern herzu und forderten Rechenschaft. Das wäre ein böser Sturmwind geworden, hätten sich nicht einige von den Nachbarn ins Mittel gelegt und zum Frieden geraten, da alles nur von der großen Trunkenheit gekommen sei. Damit nahm jeder seinen Freund unter den Arm und führte ihn zu Bette, wobei es wohl wunderlich genug hergegangen sein mag. Volle drei Tage schliefen die Trunkenen. Als sie am Morgen des vierten erwachten, standen sie, nichts Gutes ahnend, auf und wurden rot vor Scham, als sie des Schadens inne wurden, den sie angerichtet hatten. Der Bürger, der reichlich Zeit brauchte, seine zerbrochenen Glieder wieder zu heilen, verklagte sie, und sie mußten froh sein, als zweihundert Pfund Silbers als Sühne genügend erachtet wurden. Mit so viel Geld freilich ist es nicht schwer, bis nach Akers in Palästina zu kommen.

Die drei Wünsche.

Ein Mann sprach einmal zu seinem Weibe: „Gott tut großes Unrecht an uns, daß er uns so elend in Armut leben läßt. Soll es bis zu meinem Tode nicht anders werden, eher möchte ich mich selber töten. Mich grämt unsere Armut so sehr, daß ich nicht weiß, was beginnen, und ich bin Leides und Zornes übervoll. Ich wüßte nicht, daß ich mich je wider Gott oder dich vergangen hätte. Oder hast vielleicht du etwas wider Gottes Gebot getan, dann sag' es mir, daß ich dir büßen helfe!" Aber die Frau erwiderte, sie habe nie etwas begangen, daß nicht auch er daran beteiligt gewesen wäre. „Dann", rief er, „ist mir wahrlich unbekannt, weshalb Gott uns so sehr aller Ehren und Güter beraubt, aber glaube mir, wenn wir nur recht wollten, er gewährte uns sicherlich, was wir begehren. Darum laß uns wachen und inbrünstig bitten Tag und Nacht, daß er uns groß Gut verleihe, so wird er uns willfahren." Damit war die Frau gerne einverstanden, denn auch ihr schien ein schneller Tod dem langen Leiden vorzuziehen. So säumten sie denn nicht länger, beteten, wachten und fasteten mit Anstrengung und kannten keine Ermüdung, bis Gott ihnen endlich einen Engel sandte, der dem Manne erschien und also zu ihm sprach: „Was bittest du um Reichtum? Solltest du reich sein, Gott hätte dir längst dein Recht getan und Güter gegeben, wie er jenen ihr Recht tut, die zu hohem Reichtum geschaffen sind. Ich bin der Engel, der dich zu schützen hat, aber deine Torheit macht meine Arbeit zuschanden

und bringt mir nichts als Leid." Da erwiderte der Mann: „Daß ich so arm bin, darin hat Gott mir Gewalt angetan, und ich werde so lange darum bitten, bis er mir meinen Willen tut." „Wohl," sprach da der Himmelsbote, „da du nicht Gott noch mir Glauben schenken willst, so sollen dir alle Güter der Erde zuteil werden, damit du dein Heil mit ihnen versuchest. Wirst du dann doch ein armer Mann, so ist die Schuld an keinem andern denn an dir. Dreier Wünsche Gewalt soll dein sein: was deine drei ersten Wünsche sind, das wird wahr. Und lebtest du tausend Jahre, du hättest genug und übergenug, nun sieh zu, ob der Reichtum Lust hat, bei dir zu hausen." „Hei, so bin ich reich", erwiderte der Mann und eilte schnell zu seinem Weibe hinein. „Weib," sprach er, „unsere Not ist geendet, mehr, als wir selbst erbeten haben. Drei Wünsche sind uns gegeben, die werden alle wahr. Nun rate, was da am besten zu wünschen wäre? Wie wär's mit einem großen Berg voll Gold und einer festen und hohen Mauer darum, damit uns das Vieh nicht dran kann? Oder mit einem Schrein voll guter Pfennige, die sich nie vermindern, wieviel ich auch davon wegnehme oder andern zu nehmen erlaube?" Da entgegnete das Weib: „Ich höre, daß wir wahrlich Überfluß haben und nicht zu sparen brauchen. Darum tu, worum ich dich bitte, und überlaß einen von den Wünschen mir, mit den zweien, die übrig bleiben, hast du, denk' ich, mehr als genug. Ich habe, weiß Gott, auch meine Knie gebogen, und wenn Gott uns so wohl getan hat, so ist es nicht minder durch mein Gebet als durch das deine geschehen. Deshalb sträube dich nicht länger und gib mir den Wunsch, der mir gebührt!" „Du sollst ihn haben," antwortete er, „aber paß mir auf, daß du was Rechtes dabei wünschest!" „So wolle Gott," sprach sie sogleich, „ich hätte jetzt das schönste Kleid auf dem Leibe, das je ein Weib in dieser Welt getragen." Kaum war der

Wunsch geschehen, so hatte sie es auch schon an. „Unseliges Weib,“ rief da der Mann, „hättest du nicht gleich alle Weiber so schön kleiden können? Aber du bist nie jemandes Freund gewesen und hast eine geizige Seele. Daß dir doch das Kleid in den Bauch führe, wenn du so gefühllos bist, daß du einmal satt daran würdest!“ Sogleich wurde das Wort wahr: das Kleid fuhr in das Weib und saß ihr im Bauche. Da begann sie fürchterlich zu schreien, denn ihr war mehr als übel, und schrie und schrie immer lauter. Als man den Lärm vernahm, kamen die Nachbarn von allen Seiten zusammengelaufen und fragten, was es da gäbe? Da sagte sie ihnen, was geschehen war und daß ihr Mann sie in diesen Zustand gebracht. Das erfüllte ihre Freunde mit Zorn, lärmend und drohend drangen sie auf ihn ein und riefen: „Erlöst das Weib, sonst soll es Euch übel ergehen!“, zückten ihre Messer und wollten ihm ans Leben. Als er sah, wie die Frau litt und zudem seine Feinde ihn bedrohten, blieb ihm keine Wahl: „So möge denn Gott sie sanft erlösen,“ rief er, „daß sie gesund sei wie vordem.“ Da hörten die Schmerzen auf, und alles stand, wie es ehdem gestanden. So hatten die drei Wünsche ein schmähliches Ende genommen, und die beiden waren arm, wie sie es immer gewesen. Der Mann aber, dem man Schuld daran gab, ward eine Schande und ein Spott für alle Welt und wurde von den Leuten so grimmig verhöhnt, daß er am Ende vor bitterm Leide starb und verdarb.

Der Welt Lohn.

Es war einmal ein Ritter, der rang mit allen Kräften spät und früh nach dem Lohn der Welt: Ehre, Pracht und Frauendienst waren die Werke, um die er sich zeit seines Lebens mühte, und alles Hohe und Gewaltige, das er tat, kam ihm denn auch als Ruhm und Preis zurück: denn alle Zungen erhuben ihn weit über jeden seinesgleichen und priesen ihn als den besten Mann in allen deutschen Landen. Er bedachte und betrachtete die Welt wohl und hatte früh gelernt, wie man sich in den Augen der Menschen erhöht und aufsteigt an Ehren und Würden. Ihm mangelte nichts, den Preis zu erringen, er schien vollkommen an Worten und Werken, lebte freigebig, trug erlesene Kleider, pürschte, beizte und jagte, spielte Schach und die köstlichsten Saiteninstrumente, lag emsig in Turnier und Fehde und liebte die Frauen so sehr, daß alle ihm ergeben wurden und seinen Leib und seine Treue rühmten. Sein Name aber war Wirnt von Grafenberg.

Eines Tages nun saß er in seinem Gemache und las freudig in einem Buche, das er in der Hand hielt und worin allerlei Liebesaventüren geschrieben standen. Damit vertrieb er sich die Zeit den ganzen langen Tag bis zur Vesper, hingenommen von süßer Rede, die er in dem Buche las. Da kam plötzlich ein Weib dahergegangen, schöner, als er je eines gesehen, vollkommen, mit lieblichen Brüsten und herrlicher als Venus und Pallas und alle Göttinnen, die einst der Liebe ergeben waren. Ihr Antlitz war erleuchtet wie ein Spiegel, ihre Schönheit

gab so lichten Schein und Farbenglanz, daß der ganze Palast von ihrem Leibe erstrahlte, und ihre Gewänder und Krone waren so reich, daß keines Goldes Wert sie je aufwiegen konnte.

Erschrocken von dem ungeheuren Anblick, erbleichte Herr Wirnt von Grafenberg. Bebend und fahl begrüßte er die Liebliche und sprach mit süßem Munde: „Frau, seid mir Gott willkommen, ich habe nie Euresgleichen gesehen!“ „Liebster, warum erschrickst du vor mir?“ entgegnete die Leuchtende. „Bin ich doch dasselbe Weib, für das du von je Seele und Leben gewagt hast. Von mir kam dir der hohe Sinn, von mir hast du gesprochen und gesungen, wenn etwas Süßes dir einfiel. Du bist wie ein Maienreis, blühend in allen holden Farben der Erde, dein ist der Kranz der Ehren von Kindheit auf. Immer hast du mir gedient, und dein Sinn war lauter und wankte nicht von mir. Darum komme ich her, daß du mich ganz und gar betrachten magst, wie schön ich sei und über allen Wunsch vollkommen: denn alles dies soll dir zum Lohne werden und wird dein sein, was deine trunkenen Augen an mir erspähen.“

Diese Rede kam dem Herrn seltsam vor: denn die Frau sagte, er habe ihr gedient, er aber hatte sie nie zuvor gesehen. „Hohe Frau,“ sprach er, „begehrt Ihr mich zum Knechte, so will ich Euch dienen bis an meinen Tod. Aber daß ich Euer Dienstmann gewesen bin, wahrlich, davon weiß ich nichts, denn meine Augen haben Euch noch nie erschaut. Wer seid Ihr, Herrliche? Von wannen stammt Ihr und wie nennt Ihr Euch? Sagt mir dies an, damit ich wisse, ob ich je bei meinen Tagen ein Wort von Euch gehört.“

„Das soll geschehen,“ erwiderte die wunderbare Frau, „ich will dir meinen hochgepriesenen Namen sagen. Du brauchst dich dessen nicht zu schämen, daß du mir untertänig bist. Denn mir dient, was auf der Erde lebt, Kaiser und Könige sind unter meiner Krone, Grafen,

Freiherren und Herzoge haben ihre Knie vor mir gebeugt und gehorchen meinen Geboten. Ich fürchte niemand außer Gott, er allein hat Gewalt über mich. Denn ich heiße Frau Welt, der du so lange nachgestrebt. So sei denn also von mir belohnt, wie ich dir nun zeigen will. Sieh her!"

Sie kehrte ihm den Rücken zu: da sah er, daß der allerenden voll häßlicher Schlangen, Kröten und Nattern hing. Blattern und abscheuliche Geschwüre bedeckten die Haut, Fliegen und Ameisen saßen gräßlich darin, und die Maden hatten das Fleisch bis auf das Gebein weggezehrt. Ein angsterregender Gestank ging von dem widerlichen Leibe aus, und das reiche seidene Gewand schien trüb und fahl wie Asche.

Damit verschwand sie. Der Wirnt von Grafenberg aber nahm bald darauf das Kreuz und fuhr ins Morgenland, um als ein Streiter Christi sich das ewige Seelenheil zu erkämpfen.

